



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundzwanzigster Jahrgang.

N^o 12.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Das Haus Snider's, Diamantenschleiferei in Amsterdam, hatte, als ihm der werthvolle Stein entwendet worden, sofort ein Cirkulär in mehreren tausend Exemplaren drucken lassen und an alle seine bekannten und sonst in Adressbüchern aufzufindenden Juweliere gesendet, in welchem es bat, falls ihnen der gedachte ihm entwendete Stein zu Gesicht käme, diesen sowohl wie den etwaigen Verkäufer festzuhalten und ihnen davon telegraphisch Nachricht zu geben. — Der Stein war signalisirt als Brillant von fünfzehn Flächen oben, sieben unten, von zart gelblichem Stich, 22 $\frac{7}{10}$ Karat schwer und an einer Seite, Fläche vier unten, noch nicht vollständig geschliffen.

Gerade zur Zeit, als die Donna Anna in Hamburg lag, traf bei Snider's ein Telegramm ein, in welchem ein Hamburger Juwelier berichtete, daß er den Stein von einem andern kürzlich erst etablirten Kollegen erworben, dieser habe den Diamant, ohne von dem Cirkulär etwas zu wissen, wenige Tage zuvor gekauft.

Das Haus Snider's telegraphirte dieses sofort nach Hamburg an Herrn Blomfist, und dort erhielt der Beamte jene Depesche, welche, wie wir gesehen, der Grund war, daß er seine Reise nach Cuxhaven noch etwas aufschob.

Diese Nachricht von Herrn Snider versetzte Herrn Blomfist nicht wenig in Erstaunen. Er verließ das Bureau der Behörde und begab sich sofort zu dem genannten Juweliere. Der Goldschmied wies nach, von welchem Kollegen er den Stein erhalten, und Herr Blomfist suchte nun dieß Geschäft auf.

„Ich bedaure, das Cirkulär nicht erhalten zu haben,“ erwiderte der Juwelier auf die Nachfrage und die Eröffnungen des Holländers. „Ich bin neu etablirt und deshalb wohl Herrn Snider nicht bekannt gewesen,

hätte ich um die Sache gewußt, würde ich den Verkäufer natürlich festgehalten haben. In unserem Geschäft, mein Herr, wenn wir lange forschen, fragen wollten,“ setzte der Goldschmied wie entschuldigend hinzu, „würden die Verkäufer von Juwelen, welche oft vornehme Leute sind, ungeduldig werden und fortgehen, um anderwärts ihre Gegen-

stände etwas weniger vorthellhaft, aber ohne diese Umstände abzusehen. Wir dürfen nicht zu viel fragen.“

„Ich begreife das,“ gab Herr Blomfist zu, „aber Sie haben wohl die Güte, mir zu beschreiben, wie der Verkäufer ausseh?“

„Sein Aeußeres war durchaus Vertrauen erweckend.

Er war ein hübscher Mann, groß gewachsen, mit schwarzen Haaren und schwarzen Augen, er sprach deutsch mit fremdem Accent, wie Holländer dieß pflegen. Er handelte stark und gab mir den Stein nicht so billig, daß ich daraus Verdacht schöpfen konnte,“ lautete die Auskunft.

„Gab der Mann seinen Namen an?“ frug Herr Blomfist.

„Ja. Er schrieb sich hier in mein Buch als John Murman aus London ein.“

„Wissen Sie vielleicht, wo der Mann sich aufhält?“

„Nein! Er sagte, er wolle mit der nächsten Gelegenheit nach Buenos-Ayres gehen — und ein Dampfer dorthin ging am folgenden Tage ab.“

Herr Blomfist empfahl sich und telegraphirte an Snider's in Amsterdam: „War jener Arbeiter mit den schwarzen Augen, welcher mit Eiders zusammenarbeitete und den Stein schloß, verzeiht oder sonst vom Geschäft abwesend?“

„Nein, er war stets im Geschäft,“ lautete die Antwort.

„Also war dieß der Eiders,“ folgerte der Beamte, „und wenn er wirklich nach Buenos-Ayres gegangen ist, befindet er sich sehr weit weg vom Schuß,“ murmelte Herr Blomfist ergrimmt vor sich hin. — „Aber wunderbar bleibt die Sache doch,“ sann Herr Blomfist weiter. „Der Mann besitzt ein Gebetbuch, das nach Hamburg weist, er kommt hieher nach Hamburg, um den Stein zu verkaufen, er reist von hier aus nach Amerika, warum nicht von dem Amsterdam näheren und für ihn sichereren London, warum nicht von einem französischen oder belgischen Hafen? Das bedeutet etwas,“ sagte sich Herr Blomfist. „Hier ist etwas aufzuklären und das will ich hoffentlich bei dem alten Fräulein herausbringen.“

Zwei Stunden später stieg Herr Blomfist mit seinem Begleiter in Cuxhaven aus und verfügte sich zum Polizeibureau. — Kurze Zeit nachher traf auch die herbeigerufene Rebekka Eimerich dort ein.



Eine Fischerfamilie in Scheveningen. Nach einer Skizze von Broos. (S. 135.)

Eine Fischerfamilie in Scheveningen.

(Bild S. 133.)

Wir wandern die breite schattige Buchenallee entlang, welche vom Haag nach dem Strande von Scheveningen führt. Wie oft sind wir schon durch die Gassen des Fischerdorfes gegangen, und doch ist es uns noch nie eingefallen, in eine der Wohnungen einzutreten; die dichten Vorhänge vor den Fenstern lassen uns keinen neugierigen Blick hineinwerfen in diese verschlossene Welt. Wagen wir's, man wird uns nicht vor die Thüre setzen. Wir treten ein und vor uns steht eine Familienzene so hübsch, als ob sie für einen Jan Steen arrangiert wäre. Wie nett hier Alles eingerichtet ist: die Wände sind mit bemalten Ziegeln geziert; von der Decke hängt das hölzerne Schiffschiff, das Wahrzeichen des Scheveningers, und gibt mit dem halbfertigen Netze, den Körben, in denen die Fische tagtäglich nach dem Haag getragen werden, dem großen Strohstuhl und Mäntelchen, die an der Wand hängen, die besondere Koloritfarbe. Es ist Sonntag heute, die Frau hat ihren Festputz an: die Haube mit den goldenen Spangen und dem Messingzierat. Ihre gelbe, rotzgelbblühte Jacke, am Busen tief ausgeschnitten, um das dunkelrothe Halstuch mehr zu heben, bedeckt nur zur Hälfte den breitgestreiften Rock, unter dem die Füße in den grünledernen Pantoffeln hervorragen. Sie hält den Kleinen im Arm, der mit eingewickelter Zwiebel beschäftigt wird, während die Schwester ihm die Mischelstange zum Spielen vorhält. Der Vater aber, der eben von einer verspäteten Fahrt heimkehrt, denn am Sonntag geht kein Scheveninger auf's Meer, überblickt sein häusliches Glück, das wir heute nicht stören wollen, wenn wir uns auch fest vornehmen, bald wieder hier vorzusprechen; die anmuthige Szene hat uns gezeigt, daß hier ein glücklicher Herd aufgebaut ist, an dem man auch den Fremden willkommen heißen wird.

Die Maus.

(Bild S. 136.)

Es ist merkwürdig, daß solch' ein kleines, harmloses Thier die meisten Menschen so in Schrecken setzen kann. Man hat selbst gewaltige Kriegerhelden schon erblichen sehen, wenn's hieß: „Eine Maus, eine Maus!“ und das kleine Thierchen durch's Zimmer huschte. Es mag diese Erscheinung wohl in dem plötzlichen Kommen und Verschwinden des kleinen Nagethieres seinen Grund haben und daß es, geängstigt, ganz unberechenbar überall hin springt. Für den Beobachter des menschlichen Thuns und Treibens, vor Allem aber für den Maler, ist der Ueberfall einer Gesellschaft durch die kleine Thierchen in hohem Grade ergötzlich, und im Bilde sehen wir das Erscheinen einer Maus und die Folgen hiervon sicher Alle gern. So hat auch wohl der Maler dieses originellen Bildes gedacht und uns hier die Schreckensszene mit dem Ausruf: „Eine Maus, eine Maus!“ naturwahr und heiter veranschaulicht. Die Jagd, welche die beiden muthigen Knaben jetzt unter Schreien und Stöhnen anstellen, dürfte geringen Erfolg haben. Sobald die Maus aber sich blicken ließ, springen sicher auch erschreckt die beiden Knaben auf ihre Beine, „damit ihnen die Maus nicht in's Gesicht läuft!“ den Damen aber wird kein Tisch und Stuhl hoch genug über dem Boden sein.

Die Gamsjagd in Tyrol.

(Bilder S. 137.)

Wenn die Gamsjagd ohne Gefahr wäre, würde es wahrscheinlich gar keine Gamsjäger geben, denn diese sind verwegene Gebirgsbewohner, welche, um ein solches, so wenig werthvolles Thier zu erlegen, jedesmal ihr Leben einsetzen. Raum ein wirkliches, also leidenschaftliches Gamsjäger dürfte auch wohl eines natürlichen Todes gestorben sein. Die Gamsjagd fordert früher oder später ihr Opfer. Die Gams ist ein überaus kluges, scharfes, fluges Thier. Sie wittert den Jäger schnell und sucht in diesem Falle, um sicher zu sein, die unzugänglichste Felsenwildnis der Geshalpen auf, wo sie, falls sie auch dort den Jäger bemerkt, von Stein zu Stein springend, über Abgründe eilt, in solche hinunter klettert und Höhen erklimmt, von welchen man kaum glauben kann, daß ein menschlicher Fuß dort hinauf könnte. Der Gamsjäger jedoch macht dieß sehr leicht und möglich. Mit seinem Hakenstock und den eisenschlagenden Schuhen, den Stufen auf dem Rücken, eilt er, unermüdet kletternd und springend, dem flüchtigen Wilde nach, und wird seine Jagd belohnt, erlegt er ein „Thier“ und stürzt dieß, wie das fast stets zutrifft, in einen Abgrund, so muß er auch dann noch mit Lebensgefahr hinunter und beutebeladen so wieder hinauf, um seine Jagdtrophäe heimzubringen.

Unsere Illustrationen, Skizzen nach der Natur, zeigen hier verschiedene Stadien der Gamsjagd. Da sehen wir zuerst einen Jäger, der durch einen plötzlich sich einstellenden dichten Nebel gezwungen gehalten wird, so daß er nicht wagen darf, nur zehn Schritte weiter zu gehen. Wie lange wird diese Gefangenschaft dauern? Ferner erblicken wir ein Rudel Gamsen — sie leben häufig bis auf zwanzig zusammen — Gefahr witternd, die Felsen hinabspringen. Eine Wache, gewöhnlich das stärkste Thier, lugt eben nach der Gefahr aus und gibt den anderen Zeichen durch einen eigenthümlich pfeifenden Ton. Dann erblicken wir zwei Jäger, der eine klettert, mit Beute beladen, mühsam sich an Wurzel und Steinvorsprüngen haltend, über Felsgrate und durch Schluchten hinein; der andere springt, auf seinen Stab gestützt, gefahrlos hinab, der Spur eines Wildes nach, in die schwindelnden Tiefen der Felsgründe. Wir schauen auch, wie sein Umherstreifen endlich belohnt wird, aber das getroffene Thier ist richtig hinabgestürzt in die mehrere Tausend Fuß tiefe Schlucht, und der Jäger muß hinauf, um es zu holen. Gerade der große Aufwand von Muth, Kraft und Gewandtheit, die Ueberwindung der Schwierigkeit, das stete Troben der Gefahr, das Warten des Zufalls — all' das, in Verbindung mit der Freiheit des Umherstreifens und der erfrischenden, erregenden Luft in den Hochalpen, verleiht wohl der Gamsjagd die unumwiderliche Gewalt, so daß, wer dieser einmal verfallen, davon kaum lassen kann und schließlich seine ungebändigte Jagdlust auch mit dem Leben büßt.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola von

Emile Pacano.

Mit Autorentext für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie mich an,“ sagte Rouvenat nach einer kleinen Pause. „Sie lieben Blanche. Ich liebe sie auch. Ich liebe sie so innig, oder inniger noch, als wenn sie mein eigenes Kind wäre. Ich sah sie von ihrer Geburt an, ich habe sie auf meinen Knien geschaukelt, in meinen Armen gewiegt. Ihre Mutter ist zwei Stunden nach ihrer Geburt gestorben, und über der Leiche dieser armen Frau habe ich geschworen, stets über dem Kinde zu wachen, es stets zu beschützen. O, Gott ist gut, er wird nicht zugaben, daß Blanche unglücklich werde! Wenn ich Ihnen Alles sagen könnte, würden Sie begreifen... Aber ich darf nicht. Sehen Sie, eine Thräne in ihren Augen ist für mich wie ein Dolchstich. Um ihr einen Kummer zu ersparen, würde ich mit Freuden die wenigen Tage hingeben, die mir noch zu leben bleiben. O Gott! Ich möchte nur so lange leben, um sagen zu können: Sie ist glücklich!“

Leon horchte mit fieberhafter Spannung. „Hätte ich ahnen können, was daraus entstehen sollte, ich würde sie nie nach Gray mitgenommen haben und Sie würden ihr nie begegnet sein. Das Uebel ist aber geschehen, es handelt sich jetzt darum, es unschädlich zu machen. Und Sie müssen mir darin beistehen, junger Herr! Ich zürne Ihnen nicht darüber, daß Sie Blanche lieben — was können Sie dafür? Aber es ist noch nicht zu spät. Wir wollen den Frieden wieder herstellen, wo Sie, ohne es zu wollen, einen Sturm erregt hätten. Wollen Sie mir helfen? Ja, Ihr Auge sagt mir, daß ich auf Sie zählen kann!“

Der Jüngling wurde immer angstvoller. Er flehte: „Ich bitte Sie, mein Herr, mir endlich zu sagen, was Sie von mir verlangen?“

Rouvenat sprach ernst: „Sie lieben Blanche. Ich glaube, daß Sie ehrliche Absichten haben, daß Sie ein anständiger Mensch sind. Und dennoch muß ich Sie bitten: Vergessen Sie das Mädchen!“ — „O, verlangen Sie Alles, Alles, nur das nicht!“ — „Und doch muß es sein! Es muß sein, da Sie doch nie ihr Gatte werden können!“

Der Jüngling barg sein Gesicht in den Händen. „Armer Junge! Er liebt sie wirklich!“ dachte der Greis. Aber er verbannte alle Schwäche und fuhr stark, laut, ernst fort, seine Hand auf Leon's Achsel legend: „Sie sehen nun, wie die Sachen stehen. Was wollen Sie thun?“ — „Weiß ich's?“ rief der Jüngling und erhob sein todtentbläses gewerdnes Gesicht. „Ich kann nicht mehr denken, Alles verwirrt sich in mir. O, der alte Bettler hatte Recht! Ich hoffte! Ich Thor! Darf ein Verstoßener hoffen? Ich nannte sie die Fee der Hoffnung! Welcher Wahnsinn! Sie ist nur Fräulein Blanche Mellier, die einzige Erbin ihres reichen Vaters. Ich habe zu denken gewagt, daß ich mich ihrer würdig machen könne! Welche Kühnheit! O, führen Sie den letzten Schlag gegen mich, mein Herr, zerschmettern Sie mich ganz!“

Rouvenat ward von solcher Verzweiflung tief ergriffen. Er schaute voll Mitleid auf den jungen Mann.

„Sie brauchen mir nicht zu sagen, weshalb ich nie der Gatte des Fräuleins Mellier werden kann. Ich errathe es ja!“ — „Glauben Sie?“ sagte Rouvenat bitter. — „Herr Mellier wünscht für seine Tochter eine glänzende Heirath; er wird sie nur einem reichen, hochgestellten Manne geben!“ — „Sie täuschen sich. Sehen Sie, ich will es Ihnen gestehen — ich gebe Ihnen damit ein Zeichen meiner Sympathie — Blanche wurde schon mit sechs Jahren verlobt. Das ist der Grund. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.“ — „Wie! Das ist der Grund?“ — „Der einzige. Aber keine Macht der Welt könnte das ändern.“ — „Und doch, mein Herr, erlauben Sie mir zu bemerken, daß ein Kind nicht verlobt. Kann nicht das Herz des Fräuleins anders wählen, als Ihre Pläne? Wenn sie nun einen andern Mann liebt, als ihren Verlobten?“ — „Das wäre ein großes Unglück.“ — „Ein großes Unglück?“ — „Ja.“ — „Also Der, den Fräulein Blanche selber wählen würde, würde abgewiesen?“ — „Gewiß; wie Sie, wie Alle, die um ihre Hand anhalten.“

Der Jüngling schaute den Greis verwirrt an. „Und das nennen Sie Liebe für Ihr Pathetkind?“

Rouvenat hatte ein seltsames Lächeln. „Ich weiß wohl, daß Sie mich nicht verstehen können, aber ich kann Ihnen das auch nicht erklären. Es ist mein Geheimniß. Das Herz unserer kleinen Blanche muß frei bleiben. Angenommen, daß dieses Herz Sie gern hat, wird es diesen Traum leicht vergessen. Sie wollen sie nicht unglücklich machen, nicht wahr?“ — „Und das fragen Sie mich?“ rief der Jüngling. „Mich, der ich mein Leben für sie gäbe!“ — „Nun also: im Namen der kleinen Blanche und ihres Glückes, im Namen Ihrer Liebe für sie, im Namen Ihrer Ehre und im Namen alles dessen, was Ihnen theuer ist, beschwöre ich Sie: gehen Sie fort von hier, verschwinden Sie, machen Sie, daß Blanche Sie nimmer wieder sieht!“

Der Jüngling stieß ein schmerzliches Stöhnen aus.

Rouvenat fuhr fort: „Ich weiß nicht, wer Sie sind, woher Sie kommen; aber wären Sie selbst ein Prinz, ein Millionär, es bliebe sich immer gleich. Sie können niemals der Gatte der kleinen Blanche werden. Ich wende mich an Ihr Herz, an Ihre Ehrenhaftigkeit! Es handelt sich um die Ruhe eines armen, schuldlosen Kindes. Sie wollen doch nicht ihr Unglück? Das wäre schlecht, und Sie sind gut! Ich sehe es! Ich sehe Thränen in Ihren Augen! Ich werde auch weinen müssen... Bei Gott, wäre es möglich, daß Blanche die Ihrige wird... Sie wären mir lieber als jeder Andere für sie... Aber es ist unmöglich. Sie werden diese Gegend verlassen, nicht wahr? Sie werden sie nicht mehr auffuchen? Versprechen Sie mir's!“

Leon nickte stumm, wie vernichtet.

„O! Ich wußte es ja! Sie sind ein edler Mensch!“ rief Rouvenat bewegt.

Der Jüngling warf ihm einen verzweifelten Blick zu. Seine Lippen formten ein stummes Lebewohl, er fiel dem alten Manne um den Hals und entfernte sich wie flüchtend.

„Ein Unglücklicher mehr auf Erden!“ murmelte Rouvenat traurig.

20.

Leon war mit einem Schlage wieder in die Nacht seines Glends zurückgestoßen. Es war ihm, als müsse die Erde ihn verschlingen. Er verließ die Landstraße und lief querfeld ein, ziellos. Er hatte keine Gedanken mehr, nur Schmerzen.

Der Ton einer Glocke traf sein Ohr. Mittag wurde geläutet in Frémicourt. Er war jetzt auf der Höhe, von der man den Scuillehof über sah. Bei dem Anblick desselben stieß er einen wilden Schrei aus und seine Hände haften gleichsam nach der Ferne. „Es ist aus, aus!“ stöhnte er. „Ich darf sie nicht wiedersehen! Lebe wohl, Blanche! Blanche, lebe wohl!“

Zu seiner Linken breitete sich der Forst von Sueure aus, vor ihm häuften sich ungeheure Felsblöcke. Sie glichen einer riesigen Festung mit Thürmen und Wällen und Zinnen.

Etwas Unerklärliches zog ihn gegen diese Steinmassen. Er folgte dem Instinkte. Er suchte das Düstere und Wilde. Bald war er zwischen den Felsblöcken. Eine Stimme hinter ihm fragte: „Heda! Guten Tag, mein Herr, wohin? wohin?“

Leon wandte sich jäh um. Er erkannte den alten Bettler, der auf einem Steine saß und auf einem andern Steine sein bescheidenes Mahl vor sich hatte. Die Sonne umflutete ihn. „Wie sehen Sie denn aus?“ sagte der Greis. „Sie sind ja ganz außer sich. Sind Sie vielleicht ärgerlich, mich hier zu sehen? Aber ich bin ebenso erstaunt wie Sie, daß Sie mir hier in meiner Wohnung eine Visite machen!“ — „In Ihrer Wohnung?“ — „Nun, sehen Sie nicht, daß ich hier wohne?“ — „Ich sehe aber kein Gebäude.“ — „Schauen Sie doch diese Felsblöcke an,“ sagte Mardoche lächelnd. „Das ist mein Schloß. Sie waren eine Beute der Uhus, der Eidechsen und der Schlangen geworden, als ich mich ihrer bemächtigte und sie in Besitz nahm. Sehen Sie diesen breiten Spalt? Das ist der Eintritt in die Galerie, welche zu meinen Gemächern führt. Ich bewohne drei große Säle.“ — „Wie, Sie leben mitten unter diesen Steinen?“ rief Leon. — „Und ich fühle mich dabei ganz behaglich. Ich bin hier frei, wie der Raubvogel, der sein Nest hier hat. Ich habe weder den Sturm, noch den Regen, noch den Blitz zu fürchten. Wenn auch die Sonne niemals in meine Säle scheint, so ist's doch ganz traulich drinnen. Uebrigens bin ich mit zwei Schritten auf meiner Terrasse hier außen, wo ich die herrlichste Aussicht genieße, wie Sie sehen können. Hier gibt mir die Sonne den Morgengruß. Die Nachtigall ist mein Wecker. Sie ruft mich von diesem Baume aus. Sie kennt meine Gewohnheiten. Sobald sie meint, daß ich genug geschlafen habe, weckt sie mich. Der Wald vor meiner Thüre ist mein Park, der mir ganz zur Verfügung steht: dort findet man die Stille, die Frische, den Schatten zum Träumen. Und das Träumen ist ja die einzige Freude des verlassenen Alters. Die guten Leute vom Scuillehofe, dessen Dach Sie von hier aus erblicken, haben mir im Schäferhause eine kleine Kammer angeboten; es sind drei Zimmer darin und der ledige Hirt braucht nur eines. Um Fräulein Blanche nicht zu kränken, habe ich's angenommen, aber trotzdem ist dort ein gutes Bett und freier Eintritt habe bei Tage und Nacht, da ich einen Schlüssel besitze, so bin ich doch viel lieber hier. Die Leute nennen mich deshalb einen alten Narren. Vielleicht haben sie Recht! Aber jetzt sprechen wir von Ihnen, junger Herr. Sie gefallen mir; das ist natürlich. Sie sind jung, hübsch, freundlich. Aber was ich nicht begreife, ist, daß ich für Sie gleich beim ersten Anblick eine wirkliche Freundschaft fühlte! — Nun, haben Sie über das, was ich Ihnen gestern in Frémicourt sagte, nachgedacht? Glauben Sie mir, junger Freund, ich weiß ein wenig, was im Scuillehofe vergeht: es wäre Thorheit, wenn Sie hoffen wollten, der Gatte des Fräuleins Blanche zu werden.“ — „Ach! Ich weiß das jetzt leider nur zu gut,“ sagte Leon in schmerzlichem Tone.

Mardoche fuhr auf. „Unglücklicher!“ schrie er. „Sie sind im Scuillehofe gewesen!...“ — „Ich war nicht ganz dort.“ — „So haben Sie also Fräulein Blanche nicht wiedergesehen?“ — „Doch. Am Ufer des Flusses.“ — „Trotz meiner Warnung?... Das war schlecht!“ —



Die Haus. Gemälde von Jovetta. (S. 103.)



Die Gemsjagd in Tyrol. Zeichnungen von J. Schönborg. (S. 135.)

„Schelten Sie mich nicht, Mardoche; ich bin genug gestraft für meine Mißachtung Ihres Rathes, für meine Kühnheit...“ — „Was hat Ihnen also das Fräulein vom Scuilleon gesagt?“ — „Dah ich hoffen dürfe.“

Der Greis schien sehr gerührt.

„Aber dann liebt sie Sie also?“

Leon nickte traurig. „Mir schien es so. Aber ich hoffe, daß ich mich getäuscht habe!“ — „So sprechen Sie doch! Weßhalb sind Sie so verzagt? So traurig? Was ist geschehen? Sagen Sie mir Alles, verschweigen Sie mir nichts. Ich muß wissen...“ — „Fräulein Blanche ging nach Frémicourt, wo sie zu thun hatte; ich hatte sie kaum voll Freude und Hoffnung verlassen, als mir plötzlich ein Mann hinter einem Gebüsch hervor in den Weg trat.“ — „Das war gewiß Pierre Rouvenat?“ — „Ja, der Pathe des Fräulein Mellier.“ — „Nun, und?“ — „Nun, ohne Korn, ohne Drohung hat er mir das wiederholt, was Sie selber mir gesagt haben.“ — „Immer die nämliche Geschichte!“ dachte Mardoche. „Was will er denn eigentlich?“

Der Jüngling fuhr fort: „Er hat mir nicht verboten, seine Pathin zu lieben, aber er hat mich im Namen ihrer Zukunft, ihres Glückes beschworen, sie nicht mehr aufzujuchen. O Gott! ein Dolchstich in die Brust würde mich nicht so sehr geschmerzt haben! Aber da es sich um das Glück des Fräuleins handelt, habe ich ihrem Pather versprochen, daß ich abreißen wolle und verschwinden für immer. Wenn sie nur glücklich ist: was liegt daran, ob ich hier oder anderswo meine elende Existenz fortführe!“ — „So hat Ihnen also Rouvenat wie schon so vielen Anderen gesagt, daß Sie sich keine Hoffnung machen dürfen auf Blanche?“ — „Ja.“ — „Wenn aber das Mädchen Sie liebt?“ — „Das bliebe sich gleich, wie er mir sagte.“

Da brach Mardoche los. „So will er sie also wirklich lebendig zu bleiben zwingen? Er hat also eine fixe Idee im Kopfe, die ihm Niemand ausreden kann. Was ist das aber für eine Idee?...“ — „Das ist sein Geheimniß.“ — „Ja, das ist sein Geheimniß... Und er verbirgt es sorgfältig, da nicht einmal ich es errathen kann. Und doch: so räthselhaft auch das Betragen Rouvenat's ist, so ist doch kein Zweifel, daß er das Glück seines Pathchens will; denn sie ist ihm Alles, er betet sie an. Ich kenne wohl Jemanden, welcher das Recht hätte, eine Erklärung zu fordern von ihm und sich seinem Willen zu widersetzen; aber diese Person muß noch schweigen!... Gewiß ist nur, junger Herr, daß Ihnen also Rouvenat heute denselben Rath gegeben hat, den ich Ihnen gestern gab.“ — „Leider ja.“ — „Er hat Ihnen dafür aber doch eine Art Grund anführen müssen?“ — „Das wohl.“ — „Reden Sie, reden Sie, was hat er gesagt?“ — „Er behauptet, Fräulein Blanche sei schon mit sechs Jahren verlobt worden.“ — „Mit sechs Jahren?“ machte Mardoche überrascht. „Was soll das heißen?“ Er preßte die Hände an seine Stirn, als ob er nachdenke. Zuletzt murmelte er aber: „Ich verstehe das nicht.“ Dann wandte er sich wieder an Leon: „Sie haben also versprochen, Fräulein Blanche nicht wiederzusehen. Was gedenken Sie zu thun?“ — „Abzureisen.“ — „Sie sind nicht aus der Gegend?“ — „Nein, und ich kenne hier Niemanden.“ — „Also sind Sie durch Zufall...“ — „Ja.“ — „Sie haben Recht. Wohin werden Sie gehen?“ — „Wohin? Ich weiß es nicht. Wohin mein Unstern mich führen mag. Wenn mich ein Sturm von einem Felsen stürzen wollte, daß ich zerstückt im Abgrund läge... 's wäre das Beste für mich!“

Mardoche sagte ihm am Arme. „Wie alt sind Sie denn?“ — „Das könnte ich selber nicht genau sagen. Neunzehn oder zwanzig Jahre.“ — „Und Sie wagen so zu reden?“ sagte der Greis ernst. „Junger Herr, Sie sind toll.“ — „Nein, ich bin verzweifelt.“

Mardoche zuckte die Achseln. „Ehe Sie klagen, warten Sie doch, bis Sie gelitten haben.“ — „Aber was soll denn aus mir werden?“ fragte der Jüngling außer sich.

Mardoche antwortete kalt: „Ein Mann.“

Leon konnte den festen Blick des Greises nicht ertragen. Er senkte die Augen.

„Haben Sie Vermögen?“ fragte Mardoche. — „Nein.“ — „Aber doch eine Stellung?“ — „Auch nicht.“ — „Und Sie wollten Blanche Mellier heirathen?“ zürnte Mardoche auf. — „O, ich hätte mich dieses Glückes sicher würdig zu machen gewußt! Ich war entschlossen dazu. Ich habe mit Erfolg meine Studien gemacht. In längstens drei Jahren hätte ich Advokat, Arzt oder Ingenieur sein können!...“ — „So, so. Ich verstehe. Nun, junger Herr, so verfolgen Sie doch diese Bahn. Kehren Sie nach Paris zurück und arbeiten Sie fleißig auf dieses Ziel los.“ Leon schüttelte mit einem bitteren Lächeln das Haupt.

21.

Nach einer kurzen Pause begann Mardoche abermals: „Das Leben hat für Jeden ein Leid und für Jeden Thränen; es gibt mehr sonnenlose als helle Tage. Gleich den Ärmsten haben auch die Reichsten ihre Bitternisse! Das Leben ist ein fortgesetzter Kampf, das Glück wird oft theuer erkauft und man muß viel, o! gar viel gelitten haben, um zum Frieden zu gelangen. Nur die Tapferen erreichen das Ziel. Ihrer ist der Sieg: nur wer gekämpft hat, wird erhalten! — Sie sind jung, intelligent, gebildet, und Sie verzagen! Heißt das tapfer, stark, gläubig sein? Junger Herr, der Glaube vor Allem, verstehen Sie?“ — „Der Glaube an was?“ seufzte Leon. — „An Gott! An Ihre

eigene Kraft,“ sagte Mardoche feierlich. „O, Sie halten sich für unglücklich! Treten Sie nur in die Welt hinaus und blicken Sie um sich; allüberall finden Sie größeres Elend. Blicken Sie nicht so viel nach den Höhen, sondern mehr in die Tiefen!... Ich kann weder lesen noch schreiben; aber das Alleinsein mit meinen Gedanken inmitten der Großartigkeit der Schöpfung hat mich zum Philosophen gemacht. Ein unerhörtes Unglück hatte mich getroffen. Der Gedanke an Gott hat mich zuletzt getröstet. O, ich bin unglücklicher gewesen, als Sie jemals sein werden! — Aber es handelt sich jetzt nicht um mich, dessen Licht bald verlöschen wird, sondern um Sie. Ich möchte, daß Sie wieder Muth fänden. Wie heißen Sie denn?“ — „Leon.“ — „Leon, Leon,“ wiederholte Mardoche sinnend. Er hatte diesen Namen nie vergessen. Selbst in diesem Augenblicke rief er ihm schreckliche Erinnerungen wach. „Leon, das ist Ihr Vorname,“ sagte er. „Aber ich fragte Sie um den Namen Ihrer Familie.“ — „Ich habe keine Familie,“ entgegnete der Jüngling. Mardoche erbeute.

Leon fuhr fort: „Meine Geburt ist ein Geheimniß. Ich weiß nicht, wo ich geboren bin, noch wer mein Vater ist.“ — „Aber Ihre Mutter?“ — „Ich war fünf, höchstens sechs Jahre alt, als ich sie verlor.“ — „Armes Kind!“ sagte Mardoche. — „Begreifen Sie jetzt, daß ich das Recht habe, über mein Geschick zu klagen?“ seufzte Leon. — „Ja, gewiß. Aber das rechtfertigt noch nicht die Entmuthigung, in der ich Sie sehe. Sie wohnen in Paris?“ — „Ja.“ — „Was hat Sie in diese Gegend geführt?“ — „Ich will Ihnen das erzählen. Einige Meilen von hier, auf der Straße nach Gray ist es gewesen, daß meine Mutter, die mich auf den Armen trug, im Schneesturm einer Dörmernacht leblos im Schnee zusammenbrach.“ — „Todt?“ — „Nein. Bewußtlos, sterbend.“ — „Und dann?“ — „Gaukler kamen mit ihren Wagen vorüber; sie nahmen uns Beide auf. Sie begaben sich nach Gray. Dort angekommen, brachten sie meine Mutter in das Hospital.“ — „Wo sie gestorben ist?“ — „Wahrscheinlich. Niemand konnte mir darüber Gewißheit geben.“ — „Das ist seltsam,“ dachte Mardoche. „Laut setzte er hinzu: „Und was begannen die Gaukler mit Ihnen?“ — „Der eine derselben, der Ärmste, der Niedrigste, ein Hanswurst, erbarmte sich meiner. In der Furcht, daß sein Patron einen Lustspringer aus mir mache, verließ er noch an demselben Tage seine Kollegen und nahm mich mit sich. Jérôme Gosh — so ist sein Name — arbeitet nun schon seit dreizehn Jahren für mich; er hat mich erzogen, er ließ mich unterrichten, er ist mein Vater geworden. Er selber hätte sich freilich nicht helfen können im Anfange, denn er war arm; aber in einem Ledertäschchen, welches am Arme meiner Mutter hing, hatte er eine Summe von zwölftausend Franken gefunden. Von den Interessen derselben bestritt er den Anfang meiner Studien. Durch seine Sparsamkeit ist nun heute meine kleine Habe fast verdoppelt, und was er sich abgedarbt, hat er mir ebenfalls geschenkt.“ — „Der brave Mann!“ rief Mardoche gerührt. „Der wackere Mann!“ — „In der undeutlichen Erinnerung an jene schreckliche Sturmnacht habe ich versucht, hier in der Gegend Nachrichten über meine Mutter, über meine Familie zu finden. Aber vergebens!“ — „In dem Ledertäschchen bei dem Golde fand sich also kein Papier? Keine Adresse?“ Das Alles ist sehr seltsam! Aber hieher nach Frémicourt hat Sie doch nur der Zufall geführt?“ — „Der Zufall? Nein. Sondern eine Bemerkung des Wirthes Vertaur von Saint-Trun, in dessen Gasthose meine arme Mutter vor ihrer Abreise logirt hatte. Ich habe dasselbe Zimmer vor drei Tagen für einen Monat gemiethet...“

Der alte Mardoche senkte das Haupt. „Er hat nur den Namen Leon, wie der Andere,“ sagte er für sich. „Er wohnt bei Vertaur in Saint-Trun, wie der Andere. Er liebt das Fräulein vom Scuilleonhose, ebenfalls wie der Andere. Seltsam! seltsam!...“ Dann fuhr er plötzlich laut fort: „Weher haben Sie erfahren, daß Ihre Mutter nach Saint-Trun gekommen war?“ — „Ich selber erinnerte mich daran durch den Anblick der zwei steinernen Hunde an der Treppe des Gasthofes. Und der Wirth dasselbe bestätigte meine Erinnerung. Er beschrieb mir sogar meine Mutter: sie war groß und schön, sehr bleich, ohne Lächeln auf den Lippen, den Blick glänzend und ernst...“ — „Mit schönem schwarzem Haare vielleicht?“ — „Ja. So sagte er. Er sagte mir auch, daß ein Mann aus der Umgebung von Saint-Trun sie besucht habe. Da er erst kurze Zeit den Gasthof inne hatte, so kannte ihn Vertaur nicht. Ich selber erinnere mich ganz gut, daß er mich auf die Arme nahm und mich herzte und küßte. Ich bin auch überzeugt, daß dieser Mann es war, der meiner Mutter das bei ihr gefundene Geld gebracht hat.“

Mardoche war eine Beute der heftigsten Aufregung. Wie eine Offenbarung überkam es ihn, daß dieser Jüngling der Sohn Lucile Mellier's sei. So auch war dann das Räthsel des Mordes gelöst, um deswillen er verurtheilt worden war, so auch das bisher so unerklärliche Verschwinden des Mädchens. Nur mit Mühe verbarg er seine Bewegung und fragte weiter: „Sie haben mir noch nicht gesagt, auf welche Bemerkung des Wirthes hin Sie sich nach Frémicourt wandten?“ — „Er erzählte mir, meine Mutter habe in jener Nacht den Weg nach Frémicourt eingeschlagen, wo sie Jemanden zu besuchen hatte, wie sie sagte. Ich hoffte dort eine Spur zu finden, fand aber nichts. Doch ich irre mich: um mein Elend vollständig zu machen, fand ich dort Fräulein Blanche Mellier wieder...“

Mardoche richtete sich in die Höhe. Seine Augen glänzten. Er war nicht mehr derselbe Mensch. Er konnte sich nicht mehr beherrschen und ließ seinen Thränen freien Lauf. Mit seinen zitternden Armen umfaßte er den Jüngling und zog ihn an seine breite Brust.

„Junger Mann!“ sagte er mit zitternder Stimme. „Erheben Sie Ihr Auge zum Himmel. Der Stern, von dem Sie gestern sprachen, erglänzt in diesem Augenblicke noch nicht, aber er ist da! Sie haben sich nicht getäuscht, als Sie sagten, er habe Sie hergeführt — her zu mir!“ — „Mein Gott, was wollen Sie damit sagen?“ fragte Leon erstaunt. — „Was ich damit sagen will? Daß Sie Muth fassen sollen, daß Sie hoffen dürfen! Gestern rief ich Ihnen zu: „Diese Gegend ist unheilbringend für Sie, entfernen Sie sich!“ Heute sage ich Ihnen: „Bleiben Sie!“ Gestern sagte ich: „Sie können Sie der Gatte des Fräulein Blanche werden; heute schwöre ich Ihnen, ich, der alte Mardoche, der Bettler: „Wenn Blanche Sie liebt, soll sie die Ihrige werden!“ — „O, Sie geben mir das Leben wieder!“ rief Leon. „Aber erklären Sie mir...“ — „Später, wenn der rechte Augenblick gekommen sein wird; mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen.“ — „Aber ich habe versprochen, fortzureisen.“ — „Nichts da, Sie bleiben hier. Ich brauche Sie da.“ — „Aber wer sind Sie denn?“ rief der Jüngling außer sich: „was für eine Macht haben Sie denn?“ — „Wer ich bin? Sie kennen mich ja, so wie alle Welt mich kennt; ich bin der alte Bettler Mardoche! Reicht bei, wenn Sie wollen, bin ich Ihr Freund.“ — „O ja, mein bester Freund, mein Beschützer, mein...“ — „Genug!“ unterbrach ihn der Greis. — „O, ich muß Sie küssen!“ rief Leon ganz berauscht. Und dabei warf er sich dem Greise um den Hals. — „Mir scheint,“ murmelte Mardoche, „mir scheint, es gibt doch noch gute Augenblicke im Leben.“ Laut sagte er: „Jetzt müssen wir scheiden. Ich will meinen Gang durch's Thal machen.“ — „Wann soll ich Sie wiedersehen?“ — „Heut Abend.“ — „Hier?“ — „Nein, in Frémicourt. Erwarten Sie mich um acht Uhr vor der Kirche. Ich bilde mir ein, daß wir Beide zusammen noch eine weitere Erinnerung von Ihnen wiederfinden werden. Wir wollen sehen.“

Und wie Leon sich entfernt hatte, wandte sich Mardoche strahlenden Antlitzes gegen den Scuilleonhof und rief: „Ah, Rouvenat! Du großes Herz! Jetzt, jetzt kenne ich endlich Dein Geheimniß!... Du Armer, Du ahnst nicht, daß Du heute Morgen fortgewiesen, fast fortgejagt hast das Kind, welches Du in dem armen Wirthszimmer von Saint-Trun im Geiste mit Deinem Pathchen verlobt hast; ihn, den Sohn Lucile Mellier's, den Erben Deines Herrn, den Du seit so lange schon suchst; ihn, den Gatten Blanche's, meines Töchterchens, auf den Du immer noch wartest!“

22.

Blanche hatte in Frémicourt ihre Einkäufe gemacht und kehrte gegen Mittag nach Hause zurück. Rouvenat sagte ihr von nichts. Aber sie bemerkte, daß er düster, zerstreut, unruhig sei. Er war in der letzten Zeit öfters so gewesen. Sie hatte keine Ahnung von dem wahren Grunde seines heutigen Kummers.

Die Essenszeit nahte heran, man setzte sich zu Tische. Die beiden Greise waren ebenso schweigsam wie das junge Mädchen.

Mellier dämmerte wie gewöhnlich hin, Rouvenat beobachtete Blanche stillschweigend. Sie bemerkte das. „Warum schaust Du mich so an?“ fragte sie ihn. — „Ich sehe Dich ja doch öfters an,“ sagte er mit gezwungenem Lächeln.

Blanche schmolte lustig. „Ach nein, Du schaust heute ganz anders.“ — „Doch nicht böse?“ — „Warum nicht gar, im Gegentheil!“ — „Na also. Ich schaue eben gern auf Dich, wie ich gern die Rosen ansehe. Du blühest wie sie.“

Jacques Mellier sagte jetzt: „Es ist wahr, Blanche, Du mußt heute eine Freude erlebt haben. Du glühst wirklich wie eine Rose.“

Rouvenat erbeute. Blanche senkte die Augen. Ohne es zu wissen, war Mellier das Echo ihrer Gedanken gewesen.

Beim Hinausgehen aus dem Speisezimmer sagte Blanche zu ihrem Pather: „Heute Abend nach dem Nachtessen, wenn wir Drei mit Papa in seiner Stube sind, muß ich euch ein Geständniß machen.“

Rouvenat zitterte. „Ein Geständniß?“ — „Ja.“ — „Es ist also ein Geheimniß?“ — „Nur bis heute Abend.“ Rouvenat's Augen verschleierten sich. Er hatte verstanden. Er entfernte sich hastig.

Er hatte in der Nähe von Saint-Trun Geschäfte. Er spannte selber ein Pferd an das Kabricolet und fuhr davon.

Blanche nahm eine Arbeit und setzte sich mit derselben in eine Laube des Gartens. Der schöne Kranz hatte das abgelauert und stand plötzlich vor ihr. Blanche verbarg ihren Aerger nicht. Aber was kümmerte das den jungen Pariser? Er trat in die Laube und setzte sich neben sie. Sie wollte sich erheben und sich entfernen. Er sagte sie fast rauh am Arme und zwang sie, sitzen zu bleiben. Zugleich sagte er heiser: „Ich habe Dir etwas zu sagen.“ — „Aber ich habe Ihnen nichts zu sagen!“ rief sie mit plötzlichem Schrecken vor dem fahlen Blicke des Menschen. — „Dann rede ich eben allein. Denn ich sage Ihnen, ich...“ Sie wollte wieder fort, er hielt sie abermals fest: „Ich muß Ihnen etwas sagen!“ zürnte er, roh.

Sie warf ihm jetzt einen verächtlichen Blick zu. „Gut.“

Neben Sie.“ — „Sie wissen, daß ich Sie liebe?“ — „Ihr Benehmen zeigt nichts davon,“ machte sie trocken. — „Wenn ich Sie nicht liebte, wäre mein Vater nicht eigens hergekommen, um für mich um Sie anzuhalten. Sie wissen, was geschehen ist. Rouvenat und Sie haben mich und meinen Vater tödtlich beleidigt.“ — „Weil ich Sie nicht heirathen will? Alle Anderen werden das begreifen.“

Er knirschte vor Wuth. „Uebrigens mag ich gar nicht heirathen!“ — „Wozu geben Sie dann Rendezvous an den Ufern der Sableuse?“ grinst er.

Blanche fuhr auf. „Ich?“ machte sie. — „Ja, Sie! O, heut früh waren Sie bei Weitem nicht so hochmüthig... mit dem Andern! Er mag sich nur in Acht nehmen, dieser Hec, dieser Pomadentiegel! Denn ich liebe Sie mit aller Leidenschaft, Blanche, ich liebe Sie blind, närrisch, wahn- sinnig!... Ich bin eifersüchtig! und wenn Sie sich's ein- fallen lassen, einen Andern zu lieben, stehe ich für nichts! Sie dürfen Niemandem auf Erden gehören — nur mir! Das schwöre ich Ihnen!“ — „Sie sind wahn- sinnig!“ rief sie außer sich. — „Ich habe Sie nur gewarnt!“ murmelte er wild.

Blanche wurde zornig. „Das ist zu viel! Man sollte meinen, Sie hätten Rechte auf mich!... Aber auf Ihre Drohungen und Unverschämtheiten habe ich nur eine Antwort: Herr Franz Parisel, Sie sind ein schlechter Mensch! Bis heute habe ich gegen Sie nur eine unerklärliche Ab- neigung gehabt; jetzt aber, wo Sie Ihre Heuchlermaske fallen lassen, fühle ich, daß mir vor Ihnen ekel!“ Damit erhob sie sich und warf ihm einen verachtungsvollen Blick zu. Er aber flammte neben ihr auf. — „Sie sind sehr tollkühn!“ rief er. „Wissen Sie nicht, daß die heftigste Liebe über Nacht zum heftigsten Hassen werden kann?“

Und sein Blick hielt, wie ein Raubvogel seine Beute, den des Mädchens fest. Sie fühlte einen Schauer.

„Ich fürchte mich vor ihm!“ bebt sie. Sie wollte fort, er vertrat ihr den Weg. Sie wich vor ihm zurück wie vor einem giftigen Gewürm. „Und dieser Mensch wollte, daß ich seine Frau werde!“

Nichts kann die Verachtung beschreiben, mit welcher sie diese Worte sprach. Der schöne Franz fühlte dieselben wie einen Peitschenhieb über das Gesicht.

„Lassen Sie mich vorbei!“ setzte sie barsch hinzu.

Er kreuzte die Arme über der Brust und blieb un- beweglich, den Eingang der Laube vertretend. Ein teuflisches Lachen zuckte um seinen Mund und seine Augen flammten wie die eines Tigers zur Nachtzeit. Das junge Mädchen zitterte vor Ungeduld und Zorn über diese Frechheit.

Der schöne Franz höhnte. „Ich will Dich wohl durch- lassen,“ sagte er, immer mit seinem bösen Lächeln, „aber nur unter der Bedingung, daß Du mir einen Kuß gibst!“

Sie rief empört: „Das hat noch gefehlt, daß Du mich beschimpfst! Du bist also wirklich ein niederträchtiger Schuft!“

Er brach in ein Gelächter aus. „Früher oder später mußt Du's doch thun! Und,“ fügte er frech hinzu, „wenn Du mir nicht freiwillig einen Kuß gibst, dann nehme ich mir ihn einfach!“

Blanche war wie vernichtet. Sie warf einen hilflosen Blick nach Rettung durch das Laubwerk.

Der schöne Franz nahte sich ihr mit offenen Armen. Er wollte sie anfassen. Sie sprang zurück. „Ich werde es meinem Vater sagen!“ schrie sie weinend.

Er höhnte: „Ihrem Vater? Hahaha! Der ist gar weit von hier!“ — „Er ist wirklich toll!“ murmelte Blanche immer erschrockener.

Der schöne Franz höhnte fort: „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater vielleicht einen Besuch machen wollen, kann ich Ihnen schon sagen, wo er ist. 's ist nicht ganz nahe von hier; aber eine gute Tochter, wie Sie, wird wohl nicht jähern, über's Meer zu reisen, um ihren Papa zu um- armern, der ein gar so ehrenhafter Mann ist!“ — „Aber was redet er denn da? was redet er denn da?“ rief Blanche ganz verzagt.

Er fuhr fort: „Aha, Ihr Bathe hat Ihnen nichts davon gesagt, der alte Geheimnißräuber? Er hat Sie glauben gemacht, daß Sie die Tochter Jacques Mellier's seien? Der gute Witz! Und Sie haben's geglaubt? Seit dreißig Jahren ist ja der alte Mellier schon Wittwer; er hat nur ein Kind gehabt, das war Lucile; sie ist todt. Was Sie betrifft, Sie sind nicht einmal verwandt mit ihm. Und wenn Sie hier auf dem Hofe sind, so ist das, weil es eines Tages dem alten Rouvenat eingefallen ist, Sie hier auf- zunehmen. — Sie sehen also wohl, meine Gnädige, daß Sie gar keinen Grund haben, so stolz zu thun, und daß ich Ihnen nur eine Ehre erweise, wenn ich Sie zur Frau begehren würde.“

Blanche, blaß wie ein Leichentuch, die Augen übermäßig weit auf, krampfhaft zitternd, stand unbeweglich vor ihm. Sie war wie vernichtet. „Ist das wahr? Ist das wirk- lich wahr?“ fragte sie dann plötzlich mit erstarrter Stimme.

Der schöne Franz zuckte: „Selbst der ehrliche Rouve- nat, der ja niemals lügt, würde es nicht wagen, Ihnen das Gegentheil zu sagen.“ — „Und mein Vater, mein Vater?“ fuhr sie außer sich fort. — „Das ist wieder eine andere Geschichte. Sie haben sicher von einem Menschen erzählt gehört, der vor neunzehn Jahren auf der Landstraße, nicht weit vom Scuillonhofe, umgebracht worden ist...“ — „Ja, ja, ich erinnere mich.“ — „Der Mörder hieß Jean Renaud.“ — „Jean Renaud,“ wiederholte sie gleich einem

Echo. — „Dieser Jean Renaud wurde verhaftet, verur- theilt und auf Lebenszeit zur Zwangsarbeit nach Cayenne geschickt. Und wenn er dort nicht gestorben ist, lebt er wohl noch heute.“

Das unglückliche Kind ahnte das Schrecklichste. Athem- los fragte sie weiter: „Nun, und?“ — „Nun, da Sie Alles wissen wollen: Sie sind das Fräulein Tochter eben dieses Herrn Jean Renaud!“

Blanche sank mit einem erstarrten Schrei bewußtlos zu Boden.

Der Glende betrachtete sie einen Augenblick mit kaltem, trockenem Auge. „Bah!“ machte er dann, indem er den Kopf in die Höhe warf. „Sie wird nicht sterben daran!“ Und er entwich aus der Laube.

23.

Wie Blanche wieder zu sich kam, warf sie zuerst einen erstaunten, verwirrten Blick um sich. Plötzlich kam ihr Alles in Erinnerung. Sie stieß einen schrillen Schrei aus, richtete sich auf, barg ihr Gesicht in die bebenden Hände und fing an, bitterlich zu schluchzen.

Was sie empfand, war fürchterlich. Es war ihr, als existire sie gar nicht mehr, als sei das Gebäude ihres Lebens über ihr zusammengebrochen; sie sah sich verlassen, verloren, verstoßen, aus dem Hause getrieben, wo sie eine so glück- liche Kindheit verlebt hatte.

Wie eine Verwünschung klang es ihr in den Ohren immer und immer wieder: „Sie ist die Tochter Jean Re- naud's, die Tochter des Mörders, die Tochter des Zucht- häuslers!“

„So gehört also mein Name nicht mehr mir!“ schluchzte sie. „Ich hatte ihn nur gestohlen; aus Mitleid hat man mich beherbergt und genährt. Alle Freundschaften, die man an das Fräulein Mellier verschwendet, stehle ich... O Gott, Gott, mir bricht das Herz!“

Nachdem sie lange geweint hatte, wurde sie ruhiger. Sie erhob sich, trocknete die Augen und ging in das Haus zurück. Die Magd stieß bei ihrem Anblick einen Ruf der Ueberraschung aus und schrie: „Um Gottes willen, Fräu- lein, wie blaß Sie sind! Was ist Ihnen denn geschehen?“ — „Nichts,“ antwortete sie traurig. „Nichts.“

Sie stieg die Treppe hinauf. Sie wollte in die Stube des Landwirths treten. An der Thüre aber riß es sie zurück. Sie floh in ihre eigene Stube. Dort erblickte sie den Blumenstrauß des alten Marboche. Ein herzerreißendes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Alle, Alle, sogar der alte Bettelmann halten mich für etwas Anderes, als ich bin!“

Und ihre Gedanken wanderten in weite Ferne, nach jener Insel im südlichen Meere, wo die Galeerensträflinge büßen; sie sah ihren Vater, bleich, abgemagert, hohläugig, zermartert von Gewissensbissen, gebeugt unter der Schande, wandelnd unter den Ketten. Da sank sie auf die Kniee und flehte zu Gott um Barmherzigkeit für den Unglücklichen. Sie betete lange. Die Sonne sank unter. Es schlug sieben Uhr. Rouvenat war zurückgekehrt. Seine erste Frage war nach Blanche.

„Sie ist in ihrem Zimmer,“ sagte die Magd. — „Es ist gut,“ sagte er und ging in die Ställe.

In dem Augenblicke, wo man zum Nachtmahl gehen sollte, plauderte er mit Mellier im Speisezimmer. Die Magd brachte die Suppe.

„Ist Fräulein Blanche nicht herabgekommen?“ fragte Rouvenat. — „Noch nicht.“ — „So rufen Sie sie!“

Die Magd beeilte sich, zu gehorchen. Das junge Mäd- chen antwortete aber nicht. So kam die Magd wieder zurück und sagte zu Rouvenat: „Ich weiß nicht, ob das Fräulein mich gehört hat. Sie antwortet gar nicht.“ — „Ich will sie selber holen,“ sagte Rouvenat.

Und er verließ das Speisezimmer. Den ganzen Tag über war es ihm wie eine schlimme Ahnung auf der Brust gelegen.

Im großen Speisesaale saßen die Diensthofen, den schönen Franz mit inbegriffen, beim Essen.

Einer der Knechte neigte sich zu seinem Nachbar und sagte ihm ganz leise in's Ohr: „Schau' doch nur den Franz an. Wie spakig der heute aussieht!“ — „Noch hinter- listiger als sonst!“ entgegnete der Andere. — „Er ist so blaß, als ob er in die Mehlkiste gefallen wäre.“ — „Er sieht aus, als ob er einen schlechten Streich begangen habe!“

Rouvenat trat unterdessen in das Zimmer des jungen Mädchens. Sie saß am Fenster, das Haupt auf die Brust geneigt.

„Blanche!“ rief er sanft.

Sie schien aus einem Traume zu erwachen und sprang jählings auf.

Rouvenat erblickte nun ihr verstörtes Gesicht, ihre weißen Lippen, ihre rothen Augen, ihre wirren, halbgelösten Haare.

Er fühlte einen jähen Schrecken. Er stürzte auf sie zu und umfing sie mit seinen Armen. Sie drängte sich an ihn, ihr Köpfchen sank an die Brust des alten Mannes und sie brach in Schluchzen aus.

„O du mein Gott!“ stöhnte er. „Woher dieser große Schmerz? Was hast Du denn? Was hat man Dir ge- than?“

Sie richtete sich auf, und beide Hände auf die Achseln Rouvenat's gelegt, fragte sie ihn, ihm starr in die Augen schauend: „Bist Du wirklich mein Bathe?“ — „Weshalb fragst Du so sonderbar?“ antwortete er mit schmerzlicher Ueberraschung. — „Weil ich nicht mehr weiß, was ich glau-

ben kann und was nicht, weil ich an Allem zweifle, an Allem! Antworte mir, antworte mir, bist Du mein Bathe?“ — „Ja, ich bin Dein Bathe. Ich habe Dir den Namen Blanche gegeben. Die Hand auf Deiner Stirn, vor Gott und dem Priester, der Dich taufte, habe ich ge- schworen, Dich zu lieben und zu beschützen.“ — „Gut, ich glaube Dir. Und jetzt, jetzt sage Du mir den Namen meines Vaters!“

Wenn der Blich vor Rouvenat eingeschlagen hätte, er würde nicht heftiger erschrocken sein. Er wich, wankend wie ein Betrunkener, einen Schritt zurück.

„Siehst Du!“ rief sie. „Du wagst es nicht, diesen Namen auszusprechen, er jagt Dir Furcht ein, er entsetzt Dich!“ — „Was mir Furcht einjagt, Blanche, und was mich ent- setzt, ist, Dich in solcher Aufregung zu sehen, Dich solche Fragen stellen zu hören.“ — „Warum beantwortest Du sie mir nicht?“ — „Du bist die Tochter meines Herrn, Du bist die Tochter Jacques Mellier's.“

Sie schüttelte das Haupt.

„Diesen Morgen habe ich es auch geglaubt,“ sagte sie. „Aber es ist nicht wahr, es ist eine Lüge!“ — „Unglück- liches Kind!“ rief Rouvenat aus. „Wen hast Du denn gesehen? Mit wem hast Du denn gesprochen?“ — „Was liegt daran, wenn er die Wahrheit sagte?“ — „Nein, nein, es ist nicht möglich, daß man Dir gesagt hat...“ — „Was denn? Daß ich die Tochter eines Sträflings, die Tochter Jean Renaud's, des Mörders, sei?“

Rouvenat sank auf einen Stuhl. Er war vernichtet.

Blanche kniete vor ihm hin, ergriff seine Hände und be- deckte sie mit Küßen.

„Ich habe Niemanden mehr als Dich auf Erden!“ sagte sie. — „Undankbares Kind! Und Jacques Mellier?“ — „Er ist nicht mein Vater; Du, Du bist mein Bathe.“ — „Wir Beide lieben Dich gleich sehr. Ihm, wie mir, bist Du Trost und Hoffnung.“

Sie fuhr mit bittender, thränenreicher Stimme fort: „Ich möchte gern die Geschichte meines unglücklichen Vaters wissen; Du wirst sie mir erzählen, nicht wahr?“

Rouvenat erzitterte. Er erinnerte sich an das Ver- sprechen, welches er dem Verurtheilten in seinem Gefäng- nisse gegeben.

„Ja, ich werde Dir Alles sagen, ich habe es ge- schworen.“ — „Aber wann?“ — „An dem Tage, wo Du zwanzig Jahre alt sein wirst.“

Blanche ließ ihr Haupt sinken und brach wieder in Thränen aus.

„O der Glende! der Nichtswürdige!“ murmelte Rou- venat dumpf.

Blanche schlug ihre sanften Augen zu ihm auf. „O, nenne ihn nicht so vor mir!“ flüsterte sie. „Er ist mein Vater! So groß auch sein Vergehen sein mag, er büßt es ab, und ich will den lieben Gott täglich bitten, daß er ihm vergeben möge!“

Nun war es an Rouvenat, Thränen zu vergießen. Er nahm den Kopf des jungen Mädchens in seine Hände, küßte sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Blanche!“ sagte er, „Blanche, Du hast mich sagen hören: der Glende! der Nichtswürdige! und Du hast geglaubt, daß ich von dem armen Jean Renaud spreche; ach, glaube das nicht, glaube das nicht!... Ich dachte dabei an den elenden Heuchler, der sich voll Haß und Bosheit rächen wollte an mir, in- dem er Dich feigerweise angriff... Du brauchst mir seinen Namen nicht zu nennen, ich kenne ihn... Aber schnelle Vergeltung will ich üben! Der Glende soll nicht länger durch seine Gegenwart die Luft verunreinigen, die Du atmest! O, längst schon fürchtete ich für Dich die Berüh- rung dieses unreinen Geschöpfes.“

Er erhob sich, ein düsteres Licht leuchtete in seinen Augen. Er schritt auf die Thüre zu.

Blanche lief ihm nach. „Ich habe Dich noch um etwas zu fragen,“ sagte sie. — „Ich höre.“ — „Du hast mir gesagt, daß meine Mutter Geneviève hieß.“ — „Das ist wahr.“ — „Daß sie todt sei.“ — „Sie starb einige Stun- den nach Deiner Geburt.“ — „Wohte sie weit von hier?“ — „Nein. In Givry.“ — „Und sie ist im Friedhofe von Givry begraben?“ — „Ja.“ — „Dank. Das wollte ich wissen.“ — „Aber weshalb?“ — „Wie! Du begreifst also nicht, daß ich auf dem Grabe meiner Mutter beten will für — meinen Vater?“ — „O!“ murmelte Rouvenat. „Wenn ich wagen dürfte, ihr Alles zu sagen... Aber nein, noch nicht, später, bis sie zwanzig Jahre alt ist, wie ich's versprochen habe.“

Er verließ das Zimmer, stieg rasch die Treppe hinunter und begab sich in das Speisezimmer, wo der alte Land- wirth sich über das lange Ausbleiben der Beiden zu ver- wundern anfang. Er bemerkte nicht gleich, wie bleich Rou- venat war und wie er an allen Gliedern zitterte.

„Nun, kommt Blanche gar nicht herab?“ fragte er. „Ist sie nicht wohl?“ — „Blanche weint, Blanche ist in Verzweiflung,“ antwortete der alte Diener mit heiserer Stimme. — „Was sagt Du?“ rief Mellier erschreckt. — „Ein Schurke hat heute meine Abwesenheit benützt, um ihr zu erzählen, was wir so sorgfältig vor ihr geheim gehalten haben: daß Du nicht ihr Vater bist, daß sie die Tochter Jean Renaud's ist!“

Der alte Landwirth richtete sich in voller Höhe auf und sein Blick fand einen Witz seines alten Jornes wieder. „Wer hat das gethan?“ fragte er dumpf. — „Dein Ver- wandter, Franz Parisel.“ — „Ah! falsch und feig wie sein Vater!“ murmelte Mellier mit geschlossenen Zähnen. —

„Ich warte auf Deine Befehle, was ich thun soll.“ — „Bist Du nicht der Herr?“ — „Franz ist Dein Verwandter.“ — „Ich kenne ihn nicht mehr; ich habe keine Verwandten mehr; ich habe nur noch einen Freund, Dich! Ich habe nur noch eine Tochter, die mich tröstet, die ich liebe, und der ich das Glück geben will, welches ich ihren Eltern wie ein Dieb gestohlen habe. Franz Parisel hat an das Glück unseres Kindes getastet, er ist ein Feigling, ein Schurke! Keine Stunde länger darf er hier bleiben. Jage ihn fort, Pierre, jage ihn fort! Und wenn er nicht schnell genug ist, nimm Deine Peitsche und hau' zu, hau' zu, als wäre er der Wolf, der das geraubte Lamm nicht losgeben will!...“

Damit verließ er das Zimmer, trat in die Halle und sagte zu Franz, der eben sein Nachtmahl beendete: „Rouvenat hat Dir etwas zu sagen. Er wartet auf Dich.“

Dann stieg er in den ersten Stock hinauf und trat in die Stube des jungen Mädchens.

Blanche machte einen Schritt auf ihn zu, dann blieb sie stehen, als wage sie sich nicht weiter, und senkte traurig das Köpfchen.

Der Greis breitete seine Arme aus nach ihr und sagte: „Blanche, mein Kind, komm', weine Dich aus an der Brust Jacques Mellier's, Deines Vaters! Hörst Du, meine Tochter? Deines Vaters!...“

Blanche lag schluchzend in seinen Armen.

24.

An dem Tone, mit welchem der Landwirth zu ihm gesprochen hatte, erkannte Franz, daß seine Mittheilung an Blanche ihre Wirkung gethan habe. Weit entfernt, Reue zu fühlen, jauchzte sein haßerfülltes Herz auf. Er konnte sich wohl denken, was Rouvenat ihm sagen würde, und bereitete sich darauf vor.

Mit erhobenem Haupte, kühnen



Gluthbeladen. „Erheben Sie Ihr Auge zum Himmel.“ (S. 138.)

Blickes, trotziger Haltung trat er in das Speisezimmer. Rouvenat, die Hände auf dem Rücken, schien vollkommen ruhig.

„Ich höre, daß Sie mir etwas zu sagen haben?“ fragte ihn der schöne Franz mit impertinentem Tone. — „Ja, Herr Parisel. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ — „Dann sputen Sie sich.“

— „Ich werde bald fertig sein. Vorigen Monat haben Sie die Hälfte Ihres Jahreslohnes vorausbezahlt erhalten; man ist Ihnen nichts mehr schuldig, im Gegentheil.“ — „Ich weiß das. Nun, und?“ — „Nun, Herr Parisel, ich habe Ihnen sonst nichts zu sagen, als daß ich Ihrer Dienste nicht weiter bedarf; von diesem Augenblicke an sind Sie nicht mehr zum Hofe gehörig. Gehen Sie also in Ihr Zimmer, packen Sie Ihre Siebensachen und machen Sie, daß Sie fortkommen.“

— „Oho! Ich werde also fortgeschickt!“ machte er mit erzwungenem Lachen. — „Ja, Ich schicke Sie fort.“

— „Ich habe aber doch hoffentlich das Recht, den Grund davon zu erfahren?“

Rouvenat zuckte die Achseln. Er sagte kalt: „Der Grund ist, daß ich Sie nicht mehr da haben will. Ich schicke Sie fort, weil es mir so beliebt.“

Verstanden?“ — „Und wenn ich nun nicht fortgehen will?“ grinste er frech. —

„Ich habe diesen Fall vorgesehen und auch schon das Mittel gefunden, Sie mit Gewalt hinauszuspejiren.“

Der schöne Franz gerieth in Wuth. „Es ist gut,“ brummte er bebend. „Morgen will ich sehen, was ich zu thun habe.“

— „Sie werden nicht morgen, sondern schon diesen Abend den Hof verlassen.“

— „Schau, schau, Sie haben's ja gewaltig eilig, Herr Rouvenat,“ höhnte der Mensch. „Gewöhnlich lautet die Kündigung auf acht Tage.“ — „Wo man dann den Entlassenen ausbezahlt.“

Sie aber haben Vorschuß und nichts mehr zu fordern. Uebrigens werden Sie sich noch heute packen, einfach aus dem Grunde, weil ich nicht will, daß Sie noch eine Nacht hier zubringen.“

(Fortsetzung auf Seite 142.)



Lauffen am Neckar. (S. 142.)

Die Heirathsannonce.

Ein Roman auf einem Briefbogen.

(Schluß.)

Nina zitterte und verursachte hierbei ein Geräusch in den Büschen. Georg hielt sie fest, damit sie nicht durch einen Schritt auf den dünnen Zweigen, die auf dem Boden lagen, sich verrieth.

„Weßhalb kommt jetzt die Tante auch hieher?“ frug mit ganz blassem Gesicht Nina leise ihren Cousin.

„Ich fürchte, Nina, daß diese Sache für uns übel abläuft!“ gab Georg darauf zur Antwort. „Mir dämmert so eine Ahnung auf, als ob die beiden alten Leute unser chelustiges Paar sein könnten. Das wäre ein verzweifelt toller Streich und könnte sehr unangenehm für uns werden — denn ich kenne meinen Herrn Vater!“

„Und ich die zornige Tante!“ seufzte Nina.

Während dieses unterdrückten Geflüsters der Versteckten war Madame Villers oben auf dem Hügel angelangt; sie spielte mit der Troddel ihres Sonnenschirms und that gleichfalls sehr harmlos, blickte jedoch ebenfalls eifrig nach der Bank hin, und als sie dort Jemand sitzen

Cousin lassen, denn Nina hat mir schon oft gesagt, daß sie Georg wenig achte und daß er ihr höchst gleichgültig sei.“

„Und Georg,“ fiel darauf Herr Firlein ein, „scheint das selbe für Nina zu fühlen, denn erst kürzlich sagte er mir, daß er sich nicht für einen Pfifferling aus dem Mädchen mache.“

Nina sah bei dieser Enthüllung Georg an und Georg bei den Worten der Tante Nina, und in Beider Augen loderte etwas auf, das eine seltsame Mischung von Zorn, Verlegenheit, Scham und Liebe war.

Auf Nina wirkte die Eröffnung des alten Herrn so stark, daß sie schwankte, ein Geräusch verursachte und dadurch die Aufmerksamkeit der Tante auf das Gebüsch lenkte. „Dort höre ich etwas!“ rief Madame Villers sich erschreckt umwendend.

„Nichts als ein Vogel,“ beruhigte Herr Firlein.

Das Gebüsch war nicht hoch und Georg sah sich gezwungen, schleunigst niederzuknien und Nina mit sich zu ziehen. Hierbei kam er auf einen sehr spitzen Stein, und Nina noch im Arme, drückte diese Last ihn so, daß er sich fast übermenschlich anstrengen mußte, um nicht laut aufzuschreien. Er erhob sich deshalb mit seiner Cousine und wickelte sein und Nina's Taschentuch über sein Knie. Man mußte gerade hier auf diesem Fleck bleiben, da kein anderer Punkt in der Nähe war, der sie so vollständig verdeckte.

„Nebrigens habe ich für Georg schon eine Frau ausgewählt,“ setzte Herr Firlein jetzt das Gespräch fort, „Frau Mustert, eine solide, vermögliche Wittwe.“

„Und ich,“ fiel Madame Villers schnell ein, „habe schon den Mann für Nina, den Herrn Otter, einen gediegenen, reichen Mann, sehr gelehrt und ordentlich von Charakter.“

Georg ballte bei den Worten seines Stiefvaters die Hand, denn er kannte die Frau Mustert gut. Er nannte sie nie anders als Madame Bulldogge. Nina ballte die Hände; sie hielt den Herrn Otter für den widerwärtigsten Menschen und betitelte ihn im Geheimen „den Herrn Pavian“.

Nina und Georg sahen sich bei den Enthüllungen dieser Pläne erst wüthend, dann aber innig an und drückten sich als Bundesgenossen gegen die Komplot, das da auf der Bank sich ihnen offenbarte, die Hand.

Plötzlich sahen sie, daß Herr Firlein nahe an Madame Villers rückte. „Ich glaube, Sie sind Ariadne,“ sprach dieser.

„Und ich denke, Sie sind Adonis,“ antwortete die Dame und Beide nahmen jetzt die Briefe aus der Tasche.

„Ich habe nicht geglaubt, Sie hier zu finden,“ nahm darauf Madame Villers das Wort. „Ueber Vierzig — das sind Sie doch bedeutend, Herr Firlein.“

„Und Madame Villers dürfte auch schon recht hübsch über Dreißig sein,“ ließ sich dagegen Herr Firlein vernehmen. „Aber was sollen wir uns streiten!“ fuhr darauf Herr Firlein fort. „Ich habe die Annonce nicht hineinsetzen lassen.“

„Ich die meine auch nicht!“ rief die Dame dagegen.

„Also, liebe Madame Villers, da der Zufall uns so zusammengeführt und wir die Kinder verjagt wissen, so —“

Jetzt mußte Georg sich räuspern, und da Madame Villers erschreckt aufsprang und Herr Firlein sich erhob und einen großen Stein in den Busch warf, so wich Nina einen Schritt zurück, die Zweige knackten und Ariadne rief erschreckt:



„Wenn da nur der Bär nicht ausgekommen ist — vor vier Wochen ist ja auch ein Wolf entwischt!“

Herr Firlein wollte den Muthigen herauskehren. Die Situation wurde sehr kritisch — da in der Angst griff Georg die Worte der Tante auf, daß ein Bär im Busch sein könnte. Er besaß die seltene Gabe, manche Thiere nachzuahmen, und so brummte er denn jetzt in seiner Angst aus Leibeskräften wie ein Bär.

Entsetzt schrie nun die Tante auf und eilte, ohne sich um ihren Liebhaber zu kümmern, den Hügel hinab. Kreideweiß vor Angst sprang auch Herr Firlein, ohne sich nach der reichen Wittve umzublicken, den Berg hinab, Beide rufend und schreiend: „Der Bär ist heraus! der Bär ist heraus!“

Als Beide außer Sehweite waren, zog Georg Nina eiligst aus dem Versteck. „Laß uns schnell auf den Fahrweg eilen, daß ich nicht als Bär entdeckt werde!“

Und Cousin und Cousine klopfen sich den Staub und die Spinnweben von den Kleidern und wanderten Arm in Arm den Hügel hinab zum Hauptweg. Dort kamen ihnen Arbeiter und Wärter mit Heugabeln, Stricken und Flinten entgegen, die den Bär einzufangen, zum Hügel hinaufeilten.

Auf dem Heimwege fand eine kurze Unterredung zwischen Nina und Georg statt, bevor sie sich trennten, um unauffällig von diesem Abenteuer nach Hause zu gelangen. „Also Du verachtest mich?“ frug Georg, Nina verworren ansehend.

„Nicht aus Haß und Gleichgültigkeit,“ antwortete Nina,



„Ja, ging sie auf diese Person, welche mit dem Rücken gegen diesen Weg saß, zu.“

Leise schritt sie auf die Bank heran. Jetzt stand sie fast hinter dem Sitzenden — da knackte ein Zweig in dem Busch, der Herr auf der Bank erhob sich, kehrte sich um, und ganz entsetzt starrte er in das Gesicht seiner guten Freundin, der Madame Villers, indem die Dame nicht weniger erschrocken, ihren Freund hier zu treffen. Der Herr ließ Hut und Stock fallen — die Dame ein Buch und den Sonnenschirm — und Beide schauten sich sprachlos an.

Georg und Nina in dem Gebüsch wußten nicht, ob sie über die gegenseitige Entdeckung der beiden Heirathslustigen lachen oder weinen sollten, es war ihnen entschieden durchaus gar nicht behaglich zu Muth.

„Was führt Sie hieher, Madame Villers?“ frug endlich Herr Firlein, Hut und Stock aufhebend und seine verschobenen braunen Locken wieder lieblich kräuselnd.

„Wie seltsam, daß ich Sie hier treffe, Herr Firlein!“ warf etwas gereizt die Dame dieser Frage entgegen.

Da sie vom Ansteigen ermüdet war, setzte sie sich, und Herr Firlein war so frei, gleichfalls auf der Bank Platz zu nehmen. „Sie lassen Ihre Nichte so lange allein zu Hause?“ frug jetzt Herr Firlein.

„Und Sie erlauben Ihrem Neffen, daß er Nina so oft Gesellschaft leistet!“ entgegnete darauf Madame Villers in demselben Tone.

„I, der Bursche wird dem Mädchen nichts schaden. Nina ist vermögenslos und er soll eine Frau mit Geld heirathen, damit er sich etabliren kann.“

„Das ist allerdings wahr,“ sprach darauf Madame Villers, „und deßhalb kann ich Nina auch allein mit ihrem



roth werdend. „Und Du machst Dir aus mir doch mehr als aus einem Pfifferling, Georg?“ fügte sie, verschämt schmollend, fragend hinzu.

„Ich weiß jetzt, daß ich Dich liebe,“ sprach Georg ernst.

Am nächsten Tage überraschte Herr Georg seinen Papa mit der Eröffnung, daß er Nina zu heirathen gedente. Herr Firlein wollte zornig auffahren, Georg aber sagte ruhig: „Soll ich den Bären zu Hülfe rufen?“

Herr Firlein erblaste und sprach kein Wort wider diesen Plan. Am demselben Tage setzte auch Nina ihre Tante in Erstaunen durch die Erklärung, daß sie sich mit Georg verlobt habe. Frau Villers fuhr wild auf.

„Beruhige Dich, Tante,“ sprach darauf Nina. „Soll ein gewisser Bär für mich werden?“

Frau Villers schaute Nina mit entsetztem Blick an, dann wurde sie roth, dann weiß, und schließlich fiel sie Nina um den Hals, weinte ein paar Augenblicke und rief: „Nie! Nie!“

„Was, liebe Tante?“ frug Nina erschreckt. „Heirathe ich,“ fügte Frau Villers hinzu. „Ihr sollt glücklich sein!“ Und sie setzte Nina eine Summe aus, genügend groß, um Georg etabliren zu können.

So führte diese Heirathsannonce, welche die beiden Interessenten mit Wissen von einander in die Reitung setzen ließen, diese Beiden zusammen, daß sie ein Paar wurden.

(Fortsetzung von Seite 140.)

Der schöne Franz zitterte vor Zorn. „Ich bin recht thöricht“, sagte er höhnisch, „daß ich mich überhaupt herablassen, mit Ihnen zu verkehren und Ihnen Rede zu stehen. Sie sind ja hier doch weiter nichts als ein Knecht. Sie haben mir gar nichts zu befehlen, und Sie haben gar kein Recht, stets im Namen meines Verwandten, des Herrn Jacques Mellier, zu handeln.“

Die Thüre hatte sich geöffnet, der Landwirth war eingetreten.

Seine starke Hand senkte sich auf die Achsel des schönen Franz, den sie wie einen Knecht herumwandte.

Der Greis war für einen Augenblick aus seiner Letargie erwacht. Seine Stimme klang mächtig und hart: „Wenn Jacques Mellier, der leider Dein Verwandter ist, diesem Manne hier seine Freundschaft, sein Vertrauen, seine Vertretung überträgt, so ist das, weil Pierre Rouvenat dessen würdig ist; und er überläßt ihm das Vertrauen und die Autorität für immer. Heute aber habe ich Pierre Rouvenat doch einen Vorwurf zu machen: den, daß er Dich nicht schon längst an den Schultern gepackt und zum Hause hinausgeworfen hat wie einen schlechten Knecht oder ein schändliches Thier! . . . Du bist aber nicht nur ein schlechter Knecht, sondern auch ein Schuft, ein Feigling! Im Besitze eines Geheimnisses, das Du von Deinem Vater erfahren hast, hast Du Dir eine Freude daraus gemacht, dasselbe einem armen Kinde wie eine Beschimpfung ins Gesicht zu schleudern, nur um Dein gemeines Rachegefühl zu befriedigen. Das Herz eines Weibes treffen, es in seinem Unglücke noch beschimpfen, um sich an seinem Schmerz zu weiden, das ist solcher Duden würdig! . . . Und Du wagtest zu sagen, daß Du sie liebest! Lügner! Kennst denn das Stück Roth, das Du anstatt des Herzens in der Brust trägst, ein edles Gefühl? Es hat nur Geißel und Schmutz! . . . Du verdienst weder Mitleid noch Nachsicht. Nicht einmal der Verachtung bist Du werth, Wurm! Pierre Rouvenat hat Dich in meinem Namen fortgeschickt. Du hast ihm mit Impertinenz geantwortet. Ich war da, ich habe Alles gehört. Nun, da Du ihm nicht gehorchen willst, so wiederhole ich Dir seinen Befehl und jage Dich fort: hörst Du? Ich jage Dich fort! In einer Stunde mußt Du über alle Berge sein!“

Und mit befehlender Geberde nach der Thüre setzte er mit tönender Stimme hinzu: „Rach' Dich! Rach' Dich!“

Der schöne Franz schlich sich, stets das teuflische Grinsen auf den Lippen, nach der Thüre.

Auf der Schwelle wandte er sich um und warf den beiden Greisen einen drohenden Blick zu.

„Endlich sind wir ihn los!“ sagte Rouvenat. — „Ich hätte gleich Deinen Rath befolgen und den elenden Kerl gar nicht aufnehmen sollen“, sagte Mellier. „Ich kannte ihn eben noch nicht, wie ich ihn jetzt kenne. Er hat das Auge eines Teufels.“ — „Ich habe immer gesagt, es würde schlecht enden.“ — „Aber was will er denn eigentlich?“ — „Das, was sein Vater will: Dein Vermögen.“ — „Als ob ich schon todt wäre!“ murmelte der Landwirth.

„Werden die Verschollenen wiederkommen?“ seufzte Rouvenat. „Und Blanche?“ fuhr er fort. „Du hast sie gesehen?“ — „Ja, ich habe sie ein wenig getrostet. Das Uebrige müßten wir vereint thun. Wenn man ihr die Wahrheit sagen muß, Pierre . . . Ich werde nicht zögern.“

Rouvenat erschrak. „Nein, nein“, sagte er. „Noch nicht! . . . Wird sie nicht herabkommen?“ — „Sie möchte allein bleiben. Sie wird auf ihrem Zimmer sitzen.“

Um neun Uhr verließ der schöne Franz den Seuilshof, mit seinem Wanderbündel auf dem Rücken.

Am Ufer des Flusses begegnete er seinen Vater, welcher in der Nähe herumstrich. Er erzählte ihm das Geschehene.

Joseph Parisel war darüber sehr ärgerlich. „Habe ich Dir nicht befohlen, vorsichtig zu sein und dem Mädchen nichts zu sagen?“ — „Geschehen ist geschehen“, brummte der Sohn. — „Ja, aber diese Deine Dummheit kann uns theuer zu stehen kommen.“ — „Das wollen wir sehen.“

Parisel packte seinen Sohn am Arme und flüsterte hastig: „Hast Du gesehen?“ — „Was denn?“ — „Ein Schatten, der sich durch die Büsche schlich.“ — „Ich habe gar nichts gesehen. Ich glaube an keine Gespenster.“ — „Und ich wollte darauf schwören, daß ich mich nicht getäuscht habe.“ — „Warum nicht gar! 's kann höchstens der wehende Schatten einer Pappel gewesen sein.“

Neun Uhr schlug's auf dem Kirchturme von Frémicourt, als Marboche auf dem kleinen Kirchenplatze ankam.

Leon erwartete ihn schon und schritt auf ihn zu. Der Greis sagte seine Hand. „Warten Sie schon lange auf mich?“ fragte er. — „Nein. Aber ich sehne mich schon darnach, zu erfahren, zu welchem Zwecke Sie mir dieses Stellbildein gegeben haben. Was werden wir thun? Wohin gehen wir?“

Der alte Marboche sagte lächelnd: „Nur Geduld, mein junger Freund. Ist es nicht schon etwas, in einer so schönen Nacht einen Spaziergang zu machen? Die guten Leute von Frémicourt legen sich schon zu Bette; in einer halben Stunde werden sie schlafen wie Marmeladieren; im ganzen Orte werden nur noch die Raben auf den Dächern wachen, denn die Landleute machen sich nicht viel aus der Frische und der Sternenpracht einer schönen Sommernacht, ihnen ist die Sonne lieber, die ihnen die Gesichtsbrennen, die aber die Scholle wärmt und das Getraide zeitigt. Ich, ich liebe den Mond vor — sein Licht ist ver-

schwiegener. Sehen Sie doch, wie schön er ist! Die Sonne ist mir zu grell. Des Nachts bemerke ich mein Glend nicht so deutlich, und wenn mir zum Weinen ist, dann weine ich nach Herzenslust, ohne fürchten zu müssen, daß mich Jemand hört oder sieht! — In dem Hause da vor uns war soeben noch ein Fenster offen und ein Licht leuchtete. Das Fenster ist jetzt geschlossen worden, das Licht verlöscht. Auf das habe ich gewartet. So. Und jetzt, junger Mann, gedenken Sie Ihrer Mutter und befragen Sie Ihr Gedächtniß. — Stellen Sie sich vor, es sei eine Dezembernacht. Es ist bitterkalt, der Himmel ist bewölkt, düster. Ihre Mutter verläßt Saint-Trun, sie schlägt den Weg nach Frémicourt ein; der Sturmwind pfeift in den Bäumen, der Schnee fällt. Sie kommt auf diesem Kirchenplatze an. Sie gehen an ihrer Seite, geführt von ihrer Hand, oder Sie werden von ihr auf dem Arme getragen. . . . Wohin geht sie? Wohin gehen Sie? . . . Kommen Sie, folgen Sie mir.“

Sie gingen einige Minuten schweigend vorwärts. Marboche öffnete ein Gitter und sie traten in einen kleinen umzäunten Raum.

Das Mondlicht beleuchtete düstere Gebüsch, zwischen denen hie und da weiße Steine hervorblickten. Leon erbehte. „Ein Friedhof!“ murmelte er.

Sein Athem ging schwer. Er folgte dem alten Bettler. Derselbe hielt am wüsten Winkel des Kirchhofes an. Das Licht des Mondes fiel voll dahin, auf einen groben grauen Stein, von welchem eine unbekannte Hand die Nesseln, Gräser und Schlinggewächse entfernt hatte.

Marboche berührte den Arm des Jünglings. „Sehen Sie diesen Stein?“ fragte er. — „Ja.“ — „Er trägt eine Inschrift. Bücken Sie sich und lesen Sie.“

Der Jüngling gehorchte.

Er las mit zitternder Stimme:

„Ermordet. 24. Juni 1850.“

(Fortsetzung folgt.)

Lauffen am Neckar.

(Bild S. 140.)

Es dürfte wenige deutsche Flüsse geben, die sich in ihrem Reichthum an Naturschönheiten, welche ihre Ufer darbieten, mit dem Neckar messen können. Der Rhein, die Donau haben großartige Ufer, an ihren Fluten sind mächtige Städte gelegen, aber das landschaftliche bei diesen Strömen ist nur streckenweise schön. Der Neckar jedoch bietet ein fortlaufendes Panorama eigenartiger und schöner landschaftlicher Bilder, von seinen Quellen zwischen den bewaldeten Höhen der Alp und des Schwarzwaldes bis zu seiner Mündung bei Mannheim. Zu den eigenartigsten, reizendsten deutschen Flusspartien gehört unstreitig die Neckarstrecke vom Städtchen Bönnigheim hinter Vödingheim über Heilbronn bis zur badischen Grenze, wo der Fluß an die felsigen, bewaldeten Höhen des Odenwaldes tritt. Bevor man nach Heilbronn kommt, fesselt unsere Aufmerksamkeit vor Allem der Ort Lauffen. Die Stadt besteht nämlich aus vier Theilen: erstens dem alten, mittelalterlich befestigten Städtchen auf dem rechten Ufer des Neckars; zweitens aus dem Dorf am linken Ufer, das mit dem Städtchen durch eine 800 Fuß lange steinerne Brücke verbunden ist; drittens aus der Felseninsel zwischen Stadt und Dorf, auf welcher das alte Schloß Lauffen, jetzt das Rathhaus, steht, und viertens dem ehemaligen Kloster, jetzigen Kameralamt, mit dem dazu gehörigen Weiler. Von der Mitte der Brücke aus umfaßt man diese vier Orte mit einem Blick, ein Bild, das an Originalität und landschaftlicher Schönheit seinesgleichen sucht. Das Städtchen ist uralt: es wird schon 747 genannt und hat, obwohl es 1564 total niederbrannte, seinen alterthümlichen Charakter sich noch ganz bewahrt. Jetzt geht die Eisenbahn vorbei. Die Dampfzüge geben ihr Zeichen zu dem aus dem Zuge sichtbaren Gebirgshaupte Hohenstaufen hinaus, einem einfachen Dorfhause, in welchem jedoch einer der phantastischen und schwungvollsten deutschen Dichter 1770 das Licht der Welt erblickte, um in dem Städtchen Tübingen in Geistesnacht verunkelt jahrzehntelang noch bis 1843 zu vegetiren. Der Ort selbst ist interessant durch alte Bauten, durch seine Lage, historische Gedenkstätte, wie die Schlacht gegen den Pfalzgrafen Philipp beim Dorfe Lauffen 1534, in welcher Herzog Ulrich sein Land wiedergewann, Ueberfälle im dreißigjährigen Kriege und Kämpfe gegen die Franzosen 1799; ferner besonders durch den spezifisch schwäbischen Charakter seiner Gassen wie seiner Bewohner und wohl werth, von Touristen besucht zu werden.

Schlafende Bäume.

Professor Phipson hat der französischen Akademie Mittheilung gemacht über seine Versuche, die Akazien künstlich einzuschlafen. Man weiß, daß der Akazienbaum ein frappantes Beispiel des Schlafens der Pflanzen darbietet. Wenn die Nacht kommt, legen sich die feillich entgegengesetzten Blättchen eins an das andere, was dem ganzen Gewächs ein völlig charakteristisches Aussehen gibt. Der Schein eines lebhaften künstlichen Lichtes, den man auf die Blätter fallen läßt, erweckt sie wieder, d. h. kann die kleinen Fäden trennen und veranlassen, sich wieder feillich in ihrer Tagespostur aufzustellen. Phipson experimentirte mit einem schönen Baum von reichem Blätterwerk, der den Sonnenstrahlen ausgesetzt war. Er vermochte die Blätter, indem er den Endblättchen eine Reihe von 10—20 ziemlich starken Schlägen mit dem Finger verfehlte, einzuschlafen; nach fünf Minuten hatten sich alle Seitenblättchen umgeklappt, das ganze Blatt schlief. Die Blättchen bogen sich eins nach dem andern zusammen, mit denjenigen beginnend, welche dem getroffenen Endblatt zunächst standen. Merkwürdig war noch, daß das so eingeschlafte Gewächs, obwohl den Sonnenstrahlen ausgesetzt, zwei oder drei Stunden in jenem Zustande künstlich bewirkter Unempfindlichkeit verblieb, ehe es wieder erwachte. Das hübsche Experiment ist sehr leicht nachzumachen.



Nahrungsentziehung.

Wir haben kürzlich in Bild und Wort den berühmten Hungerhelden Dr. Tanner und dessen Fasten geschildert; im Anschluß an diese Auffassung erregende Hungertur veröffentlicht ein renommirter Pariser Arzt im „Siede“ interessante Mittheilungen über eine Anzahl ähnlicher Fälle von Nahrungsentziehung. Nach den Erfahrungen von Magendie können Ausschungerungsversuche bei Hunden selten über den vierten oder fünften Tag hinaus fortgesetzt werden. Solche großer Statur können wohl über diesen Zeitpunkt hinaus leben; es gibt sogar Beispiele, daß einzelne Exemplare bis zum dreißigsten, ja sogar bis zum sechsunddreißigsten Tage ausdauerten. Ratten, Kaninchen u. unterliegen, wenn sie jeglicher Nahrung und Getränkes entbehren müssen, meist schon vor dem Ende einer Woche. Der erwachsene Mensch kann unter diesen Bedingungen auch nur eine ziemlich beschränkte Zeit hindurch ausharren, welche die meisten Physiologen auf acht Tage angeben. Jedoch müssen hierbei so viele Umstände in Betracht kommen, welche den Grad der Widerstandsfähigkeit in verschiedenster Weise beeinflussen, daß man dieser theoretischen Durchschnittszahl nur geringe Wichtigkeit beilegen kann. Nachstehend mögen einige Beispiele folgen, deren Glaubwürdigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann. Somès, Professor der Medizin in Turin, berichtet in einem seiner Werke, daß drei Frauen in Bergamo (Viemont) in einem engen Stalle von einer Wamme versüttelt wurden und daselbst mit einem Efel und mehreren Hühnern, welche aber viel früher zu Grunde gingen, während der Zeit von achtunddreißig Tagen ohne jegliche Nahrung lebten. Chauvignier erzählt, daß mehrere Arbeiter, welche durch den Bruch von Stügen in einem tiefen und kalten Steinbruche versüttelt worden, vierzig Tage hindurch ohne Speise und Trank ausharrten. Nach dieser Zeit wurden sie befreit; sie zeigten einen kleinen, trügen Puls, geringe Körperwärme, und dennoch konnte der geringe Lebensfunke, den sie noch besaßen, wieder zum vollen Leben angefaßt werden. In der Sitzung der französischen medizinischen Akademie wurde am 30. August 1831 eine merkwürdige Beobachtung über einen Selbstmord durch Verhungern mitgetheilt. Das Subjekt hatte während sechzig Tagen nichts zu sich genommen als etwas Wasser und Syrup. Zur gleichen Zeit beschloß ein in Toulouse gefangen gehaltener Verbrecher, Hungers zu sterben; er erlag erst nach dreißig Tagen. Er trank bloß täglich etwas Wasser, einigemal jedoch sehr viel, und bloß einmal nahm er Suppe und etwas Wein zu sich.

„Ich selbst“ — so erzählt der Gewährsmann des „Siede“ — „kannte vor etwa zwanzig Jahren ein junges, achtzehn bis neunzehnjähriges Mädchen, das während dreier Monate nichts als einen Apfel täglich zu sich nahm. Trotz einer derart ungenügenden Nahrung erhielt sie sich bei guter Gesundheit und erlag erst später einer Krankheit, welche mit den Organen des Verdauungsapparates in keiner Beziehung stand.“

Eine Bedingung, welche die Dauer des Lebens bedeutend verlängert, ist die Nichtentziehung des Wassers. Hunde, welchen dasselbe in geringem Maße bei sonstiger Unterdrückung der Nahrungszufuhr gegeben wird, können dreimal länger als solche leben, denen dasselbe entzogen wird. Die Ruhe im Bette, eine laue Temperatur, Halbdunkel, Schlaf, Schonung der Cerebralthätigkeit, sind ebensoviele Bedingungen, welche geeignet sind, den Nahrungsmangel möglichst lange aushalten zu können. Dasselbe ist bei lebhaften seelischen Affektionen der Fall. Hartnäckig fortgesetzte Studien, eifrig verfolgte Projekte, Liebe, Ehrgeiz, endlich jede stark ausgesprochene entseelende Spannung können das Bedürfnis der organischen Reparation auf ein Minimum herabdrücken. Deshalb können unter der Herrschaft religiöser Monomanie und ohne Beihilfe irgend einer übernatürlichen Macht gewisse Individuen das Schauspiel einer bis weit über die gewöhnlichen Grenzen sich erstreckenden Nahrungsentziehung bieten, oder aber dieselben können Jahre hindurch, ohne besonders darunter zu leiden, sich mit höchst lückerlicher Nahrung erhalten. Hauptächlich in heißen Ländern, wo der Ascetismus die meisten Propheten zählt, können derartige Thatfachen beobachtet werden. Strenge Kastei vermag sich nur wenig mit Entziehung von Nahrung. Je rascher die organischen Bewegungen vor sich gehen, desto mehr Bedürfnis macht sich geltend, den Körper zu restauriren. Dieser physiologische Grundgedanke ist nicht zu bestreiten.

Alte Mittheilungen.

Die vierzig Ritter. Der 9. März bringt im evangelischen Kalender die vierzig Ritter. So berühmte und viel beachtete Leute sie auch bei unserem Volke sind, sofern sie nach der bekannten Wetter- und Bauernregel die Witterung auf vierzig Tage hinaus bestimmen sollen, so wissen doch die Wenigsten etwas mehr von ihnen und ihrer Geschichte. Vielleicht wird es nun die Leser interessieren, eine kurze Nachricht darüber zu hören. Wir folgen dabei einem Kalendarium von W. Löhn (Münster 1868). Darnach wurde zu Sebaste in Kleinasien im Jahr 320 der dort stationirten wölfligen Legion der Befehl des Kaisers Licinius befolgt, daß alle den Göttern opfern sollten. Da traten vierzig tapfere Streiter hervor, bekannten ihren christlichen Glauben und erklärten, daß sie unter keinen Umständen davon ablassen würden. Nach verschiedenen Peinigungen wurden sie endlich, ganz entkleidet, bei starkem Frost auf einen dicht überfrorenen Teich geführt, wo sie während der Nacht, in welcher noch dazu ein gewaltiger Nordwind wehte, erfroren. Am andern Morgen wurden ihre Leichen auf Karren gelegt, um verbrannt zu werden — weshalb sie im katholischen Kalender am 10. März als vierzig Märtyrer verzeichnet sind.



Aus allen Gebieten.

Behandlung der Bettfedern.

Der Redaktion der „Brischer Blätter für Gesundheitspflege“ wird von Herrn Brupbacher, der ein großes Federngeschäft in Rühnstadt besitzt, theils über den Betrieb des Federnhandels, theils über die Behandlung der Federn selbst folgendes mitgeteilt: Die Federn werden auf den Märkten, wie solche namentlich in Italien, Ungarn, Rußland, Amerika stattfinden, in Originalverpackung verkauft, wo sie von den Sammlern hingekommen werden, meist mit Sand, Gyps u. verunreinigt. Je nach dem Preise, der dafür bezahlt wird, findet sich sogar „Bruch“, d. h. alte, schon jahrelang gebrauchte, gebrochene Federn beigemischt und gehen so in die Hände der Großisten und Detailisten über, die sich alsdann erst mit der Reinigung der Federn zu befassen haben. Diese alten Federn, die oft Bettstücken entnommen sind, die Gefunden oder mit Krankheit befallenen zur Ruhestätte gedient haben, aus einem Ballen von circa 1½ Centnern Gewicht herauszubringen, ist unmöglich. — Diese Beimischung von alten Federn geschieht schon vom Sammler, um billigere Sorten zu fabrizieren und damit dem Wunsche des Publikums zu entsprechen, das weiße und dennoch billige Federn begehrt. — Keine weiße Federn sind nämlich nur um einen bedeutend höheren Preis erhältlich, etwa vier Franken per Pfund. Wohlfeiler sind die grauen Federn, die bei im Uebrigen gleicher Qualität unvermischt oder wenigstens nur höchst selten durch jene Beimischung von alten Federn gefälscht sind. Zur Reinigung der Federn und zugleich zur Desinfizierung derselben empfiehlt nun Brupbacher folgende, von ihm befolgte Methode: Nachdem die Federn durch einen Wolf (Häpel) auseinander entwirrt und entlaubt sind, werden sie von einem weiten, offenen kupfernen Hut aufgenommen, unter welchem in einem Kessel durch lebhaftes Feuer Wasser kochend unterhalten wird. Der Dampf des siedenden Wassers dringt nun durch im Deckel angebrachte Bohrlocher in die im Hut befindlichen Federn. Dieses geschieht so lange, bis die Federn selbst den Siedepunkt erreicht haben. Hierauf werden die Federn auf heiße Blechplatten gebracht, getrocknet und gedörrt, hierauf wieder auf einen Kof ausgebreitet, unter welchen man ein Gefäß mit Chloralkali stellt, aus dem mittelst Säuregusses Chloridämpfe entwickelt werden, welche die Federn durchdringen. Dadurch werden sowohl die Milben, Würmer oder anderen Schmarotzer, die sich im Fleische, Fett oder Blut, das noch an den Kielen der Federn haften, bilden, getödtet und allfällig vorhandene Krankheitsstoffe zerstört. Diese im Federngeschäft Brupbacher's erprobte Reinigungs- und Desinfektionsmethode ist wohl der Beachtung der Gesundheitsbehörden zu empfehlen, und ist es der Prüfung werth, ob eine Reinigungsprozedur für die Lumpenmagazine in ähnlicher Weise gefunden werden könnte. Daß zur Desinfizierung statt des Chlors auch die Dämpfe von schwefliger Säure angewendet werden könnten, ist nicht zu bezweifeln.

Die Zwiebelprobe.

Kürzlich machte eine Mittheilung die Kunde durch viele Zeitungen, daß man durch Mitkochen einer weißen Zwiebel, und falls diese sich schwarz färbt, daraus die Giftigkeit der Pilze erkennen könne. Professor Göppert in Breslau, ein höchst verdienter Botaniker, dessen Bemühen es stets gewesen, die Wissenschaft für das praktische Leben fruchtbar zu machen, sagt in der „Pharmazeutischen Zeitung“ 1876, Nr. 78: „Verderblich ist geradezu die allgemein verbreitete Meinung, daß eine weiße Zwiebel beim Abkochen mit giftigen Pilzen sich schwarz färbt.“ Göppert hat experimentell an den giftigen Pilzen nachgewiesen, daß eine mitgeschaltete Zwiebel nicht schwarz gefärbt wird. Im Scheible'schen Kochbuch findet sich folgende Notiz unter 696 als Anmerkung: „Noch sei hier erwähnt, daß seit vielen Jahren in vielen Kochbüchern ein untrüglich sein sollendes Verfahren mitgetheilt wurde, um beim Kochen der Pilze zu entdecken, ob sie giftig oder unschädlich seien. Die Probe sollte darin bestehen, daß man einen silbernen Löffel oder eine weiße Zwiebel mit den Pilzen kochen lasse. Bleibt nun der Löffel oder die Zwiebel weiß, so sollen die Pilze unschädlich sein; sind sie aber giftig, so sollen sich Löffel und Zwiebel schwarzlich oder grünlich färben. Auf Veranlassung des Vereins der deutschen Köche zu Berlin bei Gelegenheit einer durch die Zeitungen bekannt gemachten Vergiftung durch den Genuß von Pilzen sind mehrfache Versuche angestellt worden, um die Richtigkeit der angeführten Probe zu ermitteln. In einer Mischung von guten Pilzen und Giftpilzen blieben Löffel und Zwiebel, ungeachtet sie lange darin gekocht worden, vollkommen weiß; ebenso unbefriedigend fiel der Versuch mit lauter Giftpilzen aus. Der Löffel farbte sich gar nicht und die Zwiebel nicht anders, als sie sich beim Kochen mit jeder andern Sache auch gefärbt haben würde, nämlich ein wenig gelblich. Die Unzuverlässigkeit des angeführten, bisher allgemein als richtig vorausgesetzten Verfahrens ist dadurch wohl vollständig erwiesen.“

Erbsemehl für Stenen.

Es ist bekannt, daß die Bienenzüchter im Frühjahr ihre Bienen, so lange noch wegen Mangels an Blüten keine hinlängliche Tracht möglich ist, mit Weizen- oder Kornmehl versehen, um ihnen den zum Bau nöthigen Blumenhaub (Pollen) zu ersetzen. Man hat nun, wie die „Fundgrube“ mittheilt, in England gefunden, daß Erbsemehl vor anderen Mehlsorten den Vorzug verdient, und es wird jetzt dort auch allgemein von den Bienenzüchtern zu diesem Zweck in Anwendung gebracht.

Nutzen der Ameisen.

Die Obstzüchter in der Provinz Mantua haben den Gebrauch, alljährlich im Frühjahr am Fuße jedes Obstbaumes eine Ameisenkolonie anzusiedeln, und sind überzeugt, daß in jedem Jahre der betreffende Baum gewiß von jedem Insekte frei und gesund bleiben wird. Es herrscht wohl noch immer die irrige Meinung, daß Obstkrähe, Verfrüppelungen und Tod der Obstbäume von den Ameisen verursacht werden, — und doch hat schon vor Langem besonders Ragerburg bewiesen, daß die Ameisen die Aphiden, Larven und Puppen, vertilgen, daß sie nicht frisches Obst anbeissen, sondern nur solches, welches schon von Vögeln angegriffen oder sonst aufgebissen ist. Ragerburg äußert sich, daß viele Walschäden verhütet werden könnten, wenn man die Ameisenkolonien schützen wollte, das Aufkommen ihrer Puppen gänzlich verbieten und nöthigenfalls sogar Ameisenester einstellen würde.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Lose vom Jahr 1868, 3150 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Neuburg 10-Franken-Lose vom Jahr 1857, 600 Stück, höchster Preis 5000, niedriger 12 Franken, zahlbar am 1. Februar 1881 (46. Ziehung). — Finnlandische 10-Thaler-Lose vom Jahr 1868, 3000 Stück, höchster Preis 15,000, niedriger 12 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1881 (24. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1868, 421 Stück, höchster Preis 10,000, niedriger 100 Franken, zahlbar am 1. Februar 1881 (42. Ziehung). — Belgische 3%-Kommunal-Obligationen à 100 Franken vom Jahr 1868, 272 Stück, höchster Preis 15,000, niedriger 100 Franken, zahlbar am 1. April 1881 (51. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Lose vom Jahr 1860, 3200 Stück, höchster Preis 10,000, niedriger 13 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1881 (41. Ziehung). — Stadt Florenz 250-Franken-Lose à 4% vom Jahr 1868, 20 Stück, höchster Preis 35,000, niedriger 500 Franken, zahlbar am 1. April 1881 (51. Ziehung). — R. A. Oesterreichische 500-Gulden-Lose à 5% vom Jahr 1860, 2000 Stück, höchster Preis 300,000, niedriger 600 Gulden, zahlbar am 1. Februar 1881 (41. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Lose vom Jahr 1870, 656 Stück, höchster Preis 80,000, niedriger 165 Franken, zahlbar am 1. Februar 1881 (22. Ziehung). — Stadt Varsach 20-Franken-Lose vom Jahr 1869, 6000 Stück, höchster Preis 100,000, niedriger 20 Franken, zahlbar am 5. März 1881 (55. Ziehung). — Sachsen-Meinungen 7-Gulden-Lose vom Jahr 1870, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. Dezember. — Oldenburgische 40-Thaler-Lose à 3% vom Jahr 1871, 53 Stück, höchster Preis 10,000, niedriger 40 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1881 (20. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Lose vom Jahr 1867, 200 Stück, höchster Preis 1000, niedriger 17 Gulden, zahlbar am 1. Februar 1881 (28. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Lose à 3½% vom Jahr 1871, 661 Stück, höchster Preis 15,000, niedriger 120 Franken, zahlbar am 1. März 1881 (29. Ziehung). — Stadt Berviers 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1873, 81 Stück, höchster Preis 15,000, niedriger 125 Franken, zahlbar am 1. März 1881 (31. Ziehung). — Seine-Departement 225-Franken-Lose à 4% vom Jahr 1857, 5337 Stück, höchster Preis 10,000, niedriger 225 Franken, zahlbar am 1. Juli 1881 (31. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1875, 613 Stück, höchster Preis 100,000, niedriger 500 Franken, zahlbar am 25. November 1880 (23. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Lose à 4% vom Jahr 1876, 13 Stück, höchster Preis 100,000, niedriger 1000 Franken, zahlbar am 25. November 1880 (16. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen G.-L. 7-Gulden-Lose vom Jahr 1857, 2500 Stück, Prämienziehung am 15. Dezember. — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1867, 506 Stück, höchster Preis 12,500, niedriger 115 Franken, zahlbar am 2. Januar 1881 (52. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Lose vom Jahr 1860, 2550 Stück, höchster Preis 40,000, niedriger 19 Franken, zahlbar am 15. Februar 1881 (48. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1874, 495 Stück, höchster Preis 100,000, niedriger 100 Franken, zahlbar am 15. Dezember 1880 (37. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1874, 102 Stück, höchster Preis 10,000, niedriger 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1881 (28. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Lose à 4% vom Jahr 1871, 236 Stück, höchster Preis 20,000, niedriger 250 Franken, zahlbar am 1. Februar 1881 (37. Ziehung). — Am 20. Stadt Velletra 100-Franken-Lose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedriger 50 Franken, zahlbar am 20. Mai 1881 (49. Ziehung). — Stadt Velletra 100-Franken-Lose vom Jahr 1870, 50 Stück, jedes Los à 100 Fr., zahlbar am 20. Mai 1881 (49. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1874, 404 Stück, höchster Preis 30,000, niedriger 125 Franken, zahlbar am 1. Mai 1881 (41. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Lose vom Jahr 1845, 2000 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember.

Rösselsprung.

der	den-	in	te	ent-	lieb-	der	in	wenn	mein	al-	nen
sein	den-	schwand	te	z-	mein	die	ge-	nacht	je-	gen	te
te	hoff-	nicht	mein	fann	wo	gen	sie	ent-	mit	trü-	sein
o	der	gen	den	und	wenn	nem	du	in	dein	den-	lie-
nung	mein	te	es	her-	ich	je-	sa-	bei-	mir	al-	den
wie-	mein	fun-	bist	den-	muß	er-	test	herz	sein	er-	dann
emil	ich-	o	den	tra-	nen	muß	ben	leid	fann-	fann-	sein
te	nun	al-	ge-	mein	fann-	mein	du	test	be-	sein	wißt
ter	folgt-	te	im-	o	gen	trü-	was	glüd-	mein	und	den
war	den-	nicht	lein	wenn	ich	den-	glüd-	ih-	müß-	loß	al-
län-	scheln	mer	den-	o	und	gen	lich	te	lich	wo	den-
nur	sie	du	du	tra-	den	ich	täuscht	will	he	bist	muß-
und	der	gen	du	wie	ge-	ich-	sa-	einst	und	nach	ru-

Kleine Korrespondenz.



Frau Helene S. in Dresden. Protische Anleitung zur schnellen und gründlichen Erlernung der amerikanischen Sprachgelei von Rosa von Gienfels. Frisch Schulz jun., Leipzig. Preis 60 Pf.
Hrn. J. Wittenbach. Wir sind nur im Stande, Ihre Frage Nr. 3 zu beantworten. Wirth & Comp., Maschinen- und Patentagentur in Frankfurt a. M.
Abonnent R. H. Ja — wenn höchst und neu.
E. B. Zur Prüfung zurückgelegt.
Hrn. O. Sarre in Berlin. Das oben bezeichnete, oder Möller, „Die Wäckeri der Hausfrau“, Gräfe's Buchhandlung in Hannover.
Richtige Lösungen von Rätheln, Charaden, Rösselsprüngen u. sind uns zugegangen von: Hrn. Mina Wittich, Berlin; Rathilde van Raalte, Rotterdam; Emilie Garais, Berlin; Frau C. B. Bremerhaven; Anna Hermann, Posen; Fried. Friedmann, Steintin; Hrn. H. Weber, Eilenburg; J. Bloch, Delmenhorst; W. Wenzel, Radelbeim; R. Gröger, Rottbus; R. Rahm, Magdeburg; H. Bergborn, Linz; A. Richter, Lemberg; O. Rielisch, Potsdam; Fr. Simler, Wien; D. Bernheimer, Elm.
Hrn. M. L. in R. Durch Tauschende vielmals.
Hrn. Bertha R. in Watten. Wie Sie sehen, im neuen Jahrgang finden Sie einen Roman dieses Autors — durch jede Buchhandlung. Von uns aus werden die Journale ganz päntlich ausgegeben.
O. M. in B. Wir empfehlen Ihnen das Schriftden: „Die Kuhmilch in der Kinderküche“ von Frisch Reg (München, Finklerin).

Ärztliche Korrespondenz.

Hrn. J. A. in J. Ihre Anfrage ist weder zur Behandlung in öffentlicher, noch zur Privatkorrespondenz geeignet. Wollen Sie sich dieserhalb persönlich an einen erfahrenen Arzt wenden. — Dr. St.
Hrn. A. R. in Berlin 55. Hrn. A. W. in Wien. Lange jährige Abonnentin in Wien und Hrn. O. B. in St. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung kann kein Rath erteilt werden. — Dr. St.
Hrn. C. W. F. in St. In Braunschweig gibt es gewiß einen tüchtigen Augenarzt; wenden Sie sich an denselben. Augenleiden können nur nach persönlicher Untersuchung des Patienten richtige Beurtheilung finden. — Dr. St.
Hrn. J. L. in Rb. und Hrn. L. A. in Kusterlich. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung ist es nicht möglich, Rath zu erteilen. — Dr. St.

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Babel in der Volkstage und im Volksglauben, von O. Sandelin. III. — Eine Fischerfamilie in Scherbeningen. — Die Klaus. — Die Gensjagd in Tyrol. — Fischeladen, Roman nach Emile Richbourg von Emile Vacano. Fortsetzung. — Die Heirathskammer, ein Roman auf einem Briefbogen. — Schlus. — Laufen am Redar. — Scholende Blume. — Aus Natur und Leben. — Aus allen Gebieten. — Lotterieziehungen im Monat November. — Rösselsprung. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Eine Fischerfamilie in Scherbeningen, nach einer Skizze von Brock. — Die Klaus, Gemälde von Favetta. — Die Gensjagd in Tyrol, Zeichnungen von J. Schönborg. — Fischeladen: Erheben Sie Ihr Auge zum Himmel. — Laufen am Redar. — Die Heirathskammer, vier Bilder.

Ankündigungen.

Die Summe geplatzter Konporelle 60 Pf.



Porträts in Lebensgröße, Kreide- oder Oel-Maler, werden nach jeder Einzel- oder Mehrzahl, auf d. feinste u. sorgfältigste angefertigt. Die getreueste Nachahmung ist w. garantiert. Preisberechnung franco. Art. Institut von K. Fath in Halberstadt.

Stangenspargel,

Teile von 2 Stk. 1,110, 0,880, 0,880 St.
 „ 4,30, 2,60, 2,20, 1,80.

Champignons, feinste französische,

Teile von 1 Liter, 1/2 Liter, 1/4 Liter,
 „ 2,20, 1,30, 0,75.

Kleine Erbsen (petits pois),

Teile von 1 Liter moyens, fins, extra fins,
 „ 1,30, 1,50, 2.

3 Qualitäten grüne Bohnen (haricots verts) zu gleichen Preisen wie Erbsen. Erbsen und Mirabellen des Metz & 1 Liter-Teile „ 1,80, 1/2 Liter-Teile „ 1,10, 1/4 Liter-Teile „ 0,60, 1/2 Liter-Teile „ 1,50, 1/4 Liter-Teile „ 0,75, je nach Größe billiger. Versendet gegen Einzahlung des Betrages oder Nachnahme. 251

Heinr. A. Faller, Mech.

L. Preis Wien 1873, Braunschweig 1877.



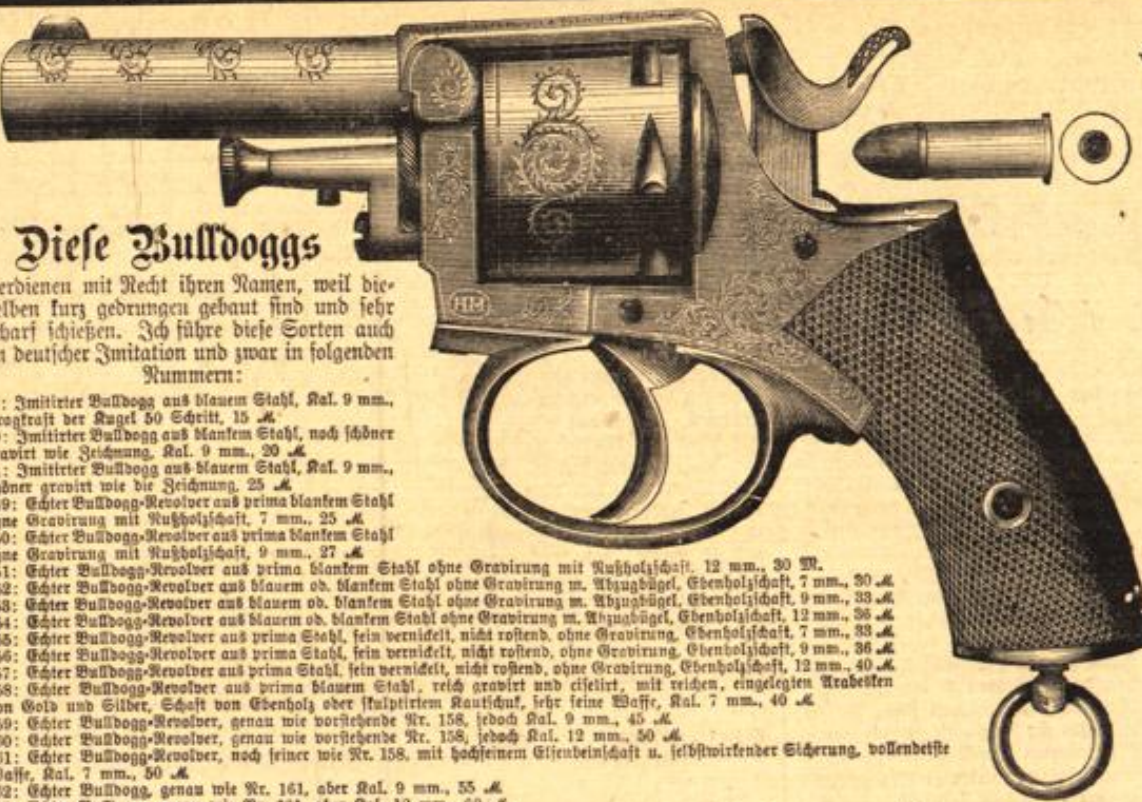
Bandagen für Hand-, Fuss- und Dampf- betrieb, Universal-Holzbohrer, Hobel- und Kehlmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung.

Für Männer

Jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Kerp- lich begünstigt und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt versendet franco verslossen gegen Ein- sendung von 50 g. in Briefmarken. 150 Generalagent Bujatti in Nürnberg.

Oelfarbdruk-Gemälde, vorzählg., d. Oelge- mälde, täusch. ähnl., n. berühmte Meister, lief. d. Oelfarbdruk-Verein „Concordia“, Berlin, Poststr. 17. Illustr. Kataloge grat. u. franco.

Bestes System der Welt.



Diese Bulldoggs

verdienen mit Recht ihren Namen, weil die- selben kurz gedrungen gebaut sind und sehr scharf schießen. Ich führe diese Sorten auch in deutscher Imitation und zwar in folgenden Nummern:

- Nr. 47: Imitierter Bulldog aus blauem Stahl, Kal. 9 mm., Tragkraft der Kugel 50 Schritt, 15 M.
 Nr. 49: Imitierter Bulldog aus blauem Stahl, noch schöner graviert wie Zeichnung, Kal. 9 mm., 20 M.
 Nr. 51: Imitierter Bulldog aus blauem Stahl, Kal. 9 mm., schöner graviert wie die Zeichnung, 25 M.
 Nr. 149: Guter Bulldog-Revolver aus prima blauem Stahl ohne Gravur mit Kupfholzfass, 7 mm., 25 M.
 Nr. 150: Guter Bulldog-Revolver aus prima blauem Stahl ohne Gravur mit Kupfholzfass, 9 mm., 27 M.
 Nr. 151: Guter Bulldog-Revolver aus prima blauem Stahl ohne Gravur mit Kupfholzfass, 12 mm., 30 M.
 Nr. 152: Guter Bulldog-Revolver aus blauem od. blauem Stahl ohne Gravur m. Abzugbügel, Ebenholzfass, 7 mm., 30 M.
 Nr. 153: Guter Bulldog-Revolver aus blauem od. blauem Stahl ohne Gravur m. Abzugbügel, Ebenholzfass, 9 mm., 33 M.
 Nr. 154: Guter Bulldog-Revolver aus blauem od. blauem Stahl ohne Gravur m. Abzugbügel, Ebenholzfass, 12 mm., 36 M.
 Nr. 155: Guter Bulldog-Revolver aus prima Stahl, fein vernickelt, nicht roßend, ohne Gravur, Ebenholzfass, 7 mm., 33 M.
 Nr. 156: Guter Bulldog-Revolver aus prima Stahl, fein vernickelt, nicht roßend, ohne Gravur, Ebenholzfass, 9 mm., 36 M.
 Nr. 157: Guter Bulldog-Revolver aus prima Stahl, fein vernickelt, nicht roßend, ohne Gravur, Ebenholzfass, 12 mm., 40 M.
 Nr. 158: Guter Bulldog-Revolver aus prima blauem Stahl, reich graviert und eiselirt, mit reichem, eingelegeten Krabbelstein von Gold und Silber, Schäft von Ebenholz oder Palmetbaum, sehr feine Waffe, Kal. 7 mm., 40 M.
 Nr. 159: Guter Bulldog-Revolver, genau wie vorstehende Nr. 158, jedoch Kal. 9 mm., 45 M.
 Nr. 160: Guter Bulldog-Revolver, genau wie vorstehende Nr. 158, jedoch Kal. 12 mm., 50 M.
 Nr. 161: Guter Bulldog-Revolver, noch feiner wie Nr. 158, mit höchstem Glanzbleichsicht u. selbstwirkender Sicherung, vollendetste Waffe, Kal. 7 mm., 50 M.
 Nr. 162: Guter Bulldog, genau wie Nr. 161, aber Kal. 9 mm., 55 M.
 Nr. 163: Guter Bulldog, genau wie Nr. 161, aber Kal. 12 mm., 60 M.

Ich gebe zu jeder Waffe 25 Patronen gratis.

Hippolit Mehles, Waffen-Fabrik,
 Berlin, W., Friedrichstr. Nr. 159.

Es wird gebeten, bei Bestellungen genau die Nummer und den Preis der Waffe anzugeben.
 P. S. Die große Jagdgewehr-Ausstellung befindet sich in meinem Waffenlokal und habe ich dazu die ganze erste Etage meines Hauses eingeräumt.
 Entrée für Jedermann frei.

Shaker-Extrakt.

In Folge der vielen Anfragen erlaube mir hiermit dem Publikum mitzutheilen, daß der Preis des Shaker-Extraktes „A. 2. 50. pr. Flaschen und der der Seigel's Abführ-Pillen „A. 1. — pr. Schachteln ist.
 Der flüssige Extrakt in Flaschen ist sehr flar und konzentrierter Form und kommt einem Pfunde des Krautes gleich.
 Der Shaker-Extrakt ist sehr empfohlen als ein erleichterndes und heilendes Mittel gegen Verstopfung, Unverdaulichkeit und Magenleiden. Beweise seiner guten Wirkung werden auf Wunsch franco zugesandt.
 Der Shaker-Extrakt ist in vielen Apotheken zu haben, sollte jedoch der Leser auf irgend welche Schwierigkeiten bei Erlangung dieses Artikels stoßen, so bittet man, sich gefl. direkt an mich wenden zu wollen.

A. J. White, Frankfurt a. M.,
 gr. Hirschgraben 17.

Alle diejenigen, deren Verbindungen mit Adelsgeschlechtern dunkel sind oder Ge- schlechtswappen suchen, werden ersucht, dem Ober-Lieut. v. Frost in Kolding, Dän., ihre Adresse aufgeben zu wollen. NB. Porto 20 g.
 In Postkörben von 10 Pfd. Brutto inkl. Roth Gabelstapfen und Birnen „A. 3.50.; Kasse „A. 2.50. versendet gegen Nachnahme.
 Heinr. A. Faller, Mech.

Photographie auf Porzellan.

eingebannt und unverwundbar, kann nach jedem Filmert oder Papier-Photographie in jeder Größe auf Porzellan übertragen werden, und

erlaube geehrte Auftraggeber, gewünschte Bild an mich einzusenden. (Elegante Ausführung bei billiger Preisstellung.) Art. Anstalt von Louis Kaufmann, Apolda.
 Gute Vertretung erwünscht. 241

Das
 Versandt-Geschäft
MEY & EDLICH,

9 Neumarkt LEIPZIG 9 Neumarkt
 versendet

nachstehende Waarengattungen direkt an Consumenten, selbst vom kleinsten Quantum an, in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den **illustrierten Preis-courant** von dem Versandt-Geschäft **Mey & Edlich, Leipzig**, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franko an Jedermann gesandt wird.

Specialitäten

Versandt-Geschäfts MEY & EDLICH, Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen,
 Manschettenknöpfe mit Eindruf und Feder,
 Shirts, Chiffons und Hemdentuche,
 Rein leinene Taschentücher für Damen,
 Herren und Kinder,
 Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben,
 Weiße Batist-Cravatten für Herren,
 Bunte Satin-Cravatten für Herren,
 Rüschen von Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen,
 Chocolade; Mey's Cacao pulverisirt,
 Schwarzer Chinesischer Thee,
 Biscuits und Waffeln,
 Toilette-Seifen und Parfüms.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
 Illustrierte Preis-courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franko versandt.

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig,
 garantiert und versendet nur beste Waare, selbst vom kleinsten Quantum an, zu den billigsten Preisen.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das
Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
 9 Neumarkt, Leipzig.

Ernst Petzold jun., Chemnitz

Stahl-Kopf- u. Bart-Bürsten.

Diese elegant gearbeiteten Haar-Bürsten mit den sauber verzinneten in Kautschuk gefassten Stahlborsten sind von Autoritäten als vorzüglich anerkannt. Dieselben durchdringen das dichteste Haar, reinigen die Kopfhaut (beseitigen Schuppen und Schinzen) und erzeugen beim Gebrauch eine höchst angenehme erfrischende Empfindung. — Jede Draht-Bürste ist mit meiner gesetzlich geschützten Marke versehen.

Verpackung der Kopfbürsten in eleganten Cartons.



No. 110
 Taschenbürste
 Dutz. M. 12.—
 Stück „ 1,25

No. 114
 schwarze polirt
 Dutz. M. 27.—
 Stück „ 2,50

No. 117
 schwarze polirt
 1 Borstenränder
 Dutz. M. 30.—
 Stück „ 2,75

No. 122 (hochellegant)
 schwarze polirt
 2 Borstenränder
 Dutz. M. 60.—
 Stück „ 5,50

Friseurbürste
 Satin polirt
 oben Draht unten
 nur Borsten

No. 130
 Offizierbürste mit 1 Borstenrand
 Dutz. M. 42.— Stück M. 3,75

No. 141
 Magnetische Haarbürste
 Dutz. M. 108.— Stück „ 10.—

No. 145
 Magn. Haarbürste
 Dutz. M. 108.— Stück „ 10.—

No. 136
 Dutz. M. 60.— Stück M. 5,50

Bei Entnahme von mindestens 3 Stück wird Dutzend-Preis berechnet.
 Für Obstbaumbesitzer empfehle ich Obstbaum-Rindenbürsten von Guss-Stahl-Draht zum Reinigen der Rinde unserer Obstbäume und Weinstöcke von Rindenschuppen, Moosen etc.

Empfohlen von
 Autoritäten:
 Dr. Lucas, Reutlingen,
 O. L. Sauerhört, Dresden
 u. A.

50.
 Mit Stangenloch
 pr. Stück M. 4.—

53.
 Für den Stamm
 pr. Stück M. 3.—

52.
 Für Äste und junge Stämme
 pr. Stück M. 3.—

Empfohlen von den
 meisten
 Obst- und Gartenbau-
 Zeitungen.
 Bei fast sämtlichen
 sechs Staats-Chemikern
 in Benutzung.



Preis eines Sortiments Obstbaum-Bürsten (3 Stück) M. 9.— (Gebrauchs-Anweisung gratis).
Stahldraht-Strassen-Besen
 zum Kehren der Strassen,
 Trottoirs, Gewölbe, Werkstätten
 etc.
 No. 39 Dtz. M. 50.— St. M. 5.—

Neue Stahldraht-Kardätsche
 104 für Hunde Dtz. M. 30. St. M. 3.
 105 „ Rindvieh „ „ 40. „ „ 4.
 106 „ Pferde „ „ 50. „ „ 5.

Versand von 1 Stück an gegen Nachnahme oder Vorherzusendung des Betrages. — Briefmarken werden in Zahlung genommen. — Aufträge im Betrage von mindestens 20 Mark before ich in Deutschland und Oesterreich-Ungarn portofrei. — Bei Bestellung bitte die fortgedruckte Nummer angeben. — Deutsche Namensunterschrift des Bestellers wünschenswerth. Illustrirter Preis-courant „für Private“ auf Verlangen gratis und franco.

Ernst Petzold jun., Chemnitz, Draht-Bürsten-Fabrik.

Gleichzeitig empfehle für Gießereien Gussputzbürsten, für Besitzer von Röhrenkesseln, Locomotiven, Locomotiven, Dampfschiffskesseln etc. Patentirte Siederöhrenbürsten, sowie alle Sorten Drahtbürsten für technische Zwecke. Illustrirter Special-Preis-courant der „Bürsten für technische Zwecke“ gratis.